Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

1. Band. Philadelphia, November 1843. 5. Heft.

Die Kunst zu gefallen.

Von Eugène Sue. [Schluß.]

„Ist's möglich?" versetzte Magdalena, indem sie den Zipfel der Decke losließ. — Wenn die Sachen so stehen, so will ich Euch heute Abend Laudry hersenden." Dann fügte Sie mit leiser Stimme hinzu, indem sie ein helles, strahlendes Feuer anschürte, welches seinen erquickenden Schein in dem ärmlichen Zimmer rund umher warf: —„Schläft der Herr Marquis? Wenn er nicht schläft, so laßt ihn das hier trinken." —Und damit reichte sie ihm eine Tasse warmen Getränks.

Auf den Fußspitzen trat er an das Bett.

„Wie befindest du dich?" fragte er seinen Zögling.

„Mich friert, ich leide am Kopfe," antwortete dieser mit schwacher Stimme. „Aber woher kommt das Feuer? ... Woher haben wir Feuer?"

„Feuer ist da, weil Du liebenswürdig bist ... Diese gute und würdige Frau hat es herbeigeschafft; da ist auch ein herrliches Getränk ... es ist sehr warm, Du sollst es trinken; sie hat es gleichfalls für Dich bereitet. Muth ... Muth! Dein Stern geht in Gestalt des achtbaren Gesichtes der Frau Landry auf."

Der Marquis litt an einer entsetzlichen Migraine und begriff nicht viel von Dominiks Reden, namentlich nicht, welchen Sternaufgang er meine; aber er nahm die Tasse, trank und verfiel in einen tiefen Schlaf. Hierauf trat die würdige Frau zu ihm und steckte, indem sie ihren Athem an sich hielt, die Bettdecken mit mütterlicher Sorgfalt an beiden Seiten ein und ging dann wieder zu Dominik.

„Ihr müßt edel handlen und mir verzeihen, Herr," sagte sie; „so eben war ich sehr grob gegen den Herrn Marquis; aber seht, mein Mann hatte mir den Kopf warm gemacht, auch hatte ich den armen Herrn da noch nicht gesehen. So jung, so hübsch, dabei ohne Vater und Mutter ... und ein Herr sein, wie er, und mitten im Winter kein Feuer haben, während Handwerker wie wir stets einen guten warmen Ofen haben. Hört, mein werther Mann, ich werde mir stets einen Vorwurf daraus machen, daß ich mich unterstanden habe, gegen den Herrn Marquis eine unverschämte Sprache zu führen; haltet Euch aber mindestens überzeugt, daß, so lange Magdalena Laudry lebt, sie stets seine unterthänigste Dienerin sein wird. Endlich, mein bester [und indem sie einen kleinen Beutel aus der Tasche zog, schlug die gute Frau die Augen nieder] habe ich, als ich hierher ging, einen Schein von dreihundert Livres eingenommen; der Marquis ist aufs Krankenlager geworfen und hat vielleicht dies oder jenes, einen Arzt nöthig; ihm selbst diesen Vorschlag zu machen hätte ich nie gewagt, gegen Euch bin ich aber dreister. Da, Mann, wir wollen es mit auf die Rechnung setzen, und vergeßt die Schmähungen, welche ich gegen Euch ausgestoßen habe."

„Was das anlangt, so sind wir einander durchaus nichts schuldig, meine gute Frau; Ihr habt mich eine Eule, ich Euch einen Meeradler genannt, und wir wollen nicht weiter davon reden; was aber dieses Darlehen betrifft, so muß ich Euch anzeigen, daß sich die Rückkehr des Abbé du Vighan, des Oheims meines Zöglings, verzögern, und es vielleicht sehr lange nicht möglich sein dürfte, Euch das zurückzuerstatten, was Ihr uns freilich so edelmüthig anbietet; aber nach dem Auftritte von heute Morgen muß ich fürchten ..."

„Sprecht nie davon, Mann, oder ich vergehe vor Schaam, so wahr ich eine ehrliche Frau bin. Der Herr Marquis kann die Summe zurückzahlen, wenn er es im Stande ist! Gott seys gedankt, wir warten nicht auf sechzig Pistolen, um zu leben."

„So nehme ich denn dieses Anlehn auf mich, würdige Frau; überdies bürgt Euch der nächste halbjährige Betrag meiner Pension auf die Salzregie für die Summe."

„Gottlob, jetzt wills mir scheinen, als hätte ich meine Grobheit zur Hälfte wieder gut gemacht. Ja, guter Mann, nun will ich aber auch nach Hause, um Alles zu holen, was dem Herrn Marquis noch fehlt, und wenn ihr es erlaubt, so komme ich alle Tage her, um Wärterin bei ihm zu sein, denn die Männer verstehen nichts von Krankenpflege, ohne Euch darum im Geringsten zu nahe treten zu wollen, mein Guter."

Und Magdalena ließ Dominik am Lager seines Zöglings und im Besitz eines trefflichen Feuers, eines Genusses, den der Greis lange nicht mehr kannte.

Geheimnisse.

Die Krankheit des Marquis de Letoriere ging zu Ende, und Dank der unnachlässigen Pflege von Magdalena, ihrem Manne und Martin Kraft befand er sich auf dem Wege der Besserung. Alle hatten mit dem guten Dominik in Liebe gewetteifert. Der Marquis hatte sich so innig erkenntlich für diese rührende Theilnahme gezeigt, er schien sie so sehr durch das Zartgefühl und die Güte seines Herzens zu rechtfertigen und zu verdienen, daß der Schneider und seine Frau sich immer mehr an ihren hübschen jungen Herrn, wie sie den Marquis nannten, gefesselt fühlten.

Der Frühling kam heran; als eines Tages Dominik ausgegangen war, um einen Anwalt zur Fortsetzung eines der Processe Leteriere's zu bewegen zu suchen, kam er mit zugleich strahlender und erstaunter Miene wieder nach Hause. Der Lehrling Kraft folgte ihm mit Mühe mit einem ungeheuren Korbe voll der seltensten Früchte und Blumen. Auf einem mit einer Nadel an einer prachtvollen Ananas festgesteckten Zettel standen die Worte: „dem Herrn Marquis de Letoriere."

Nachdem der Marquis dieses niedliche Geschenk mit fast kindischer Neugierde bewundert, und vergeblich nachgedacht hatte, von wem es herrühren möge, da ein unbekannter Mann den Korb bei dem Thürsteher gelassen hatte, veränderte er die Addresse desselben in folgende: „Meinen gütigen Freunden Landry und Frau," und hieß Kraft die Früchte und Blumen von ihm dem Meister Landry zu bringen.

„Sag' ihnen, daß ich nicht wüßte, woher dieses Geschenk komme, daß es aber die erste und einzige Sache sei, welche ich ihnen anbieten könnte, und ich sie ihnen als Pfand ewiger Dankbarkeit sende."

Einige Tage später hatte er eine andere Ueberraschung; in einem niedlichen Schreibnecessair, welches ein Bursche von Bordier, einem berühmten Kunstschreiner, bei dem Portier ließ, fand der Marquis folgendes Billet:

„Ihr Herz straft die von ihnen gehegten Erwartungen nicht Lügen. Das ist gut. Schicken Sie diese beiden Briefe an die Addresse."

In einem der Fächer des Necessairs fand Letoriere zwei versiegelte Schreiben. Auf dem einen stand:

„Herrn Landry, Schneider zu den goldenen Scheeren."

Auf dem anderen: „Herrn Buston, Procurator am Chatelet."

Dieser letztere war der Rechtsgelehrte, welcher die Processe des Marquis führte; er hatte bis jetzt keinen Schritt thun wollen, aus Furcht nicht zu seinen Kosten zu kommen.

Letoriere und Dominik sahen sich mit stummem Erstaunen an.

„Was sagte ich Dir? rief der Erlehrer — „wirst Du mir jetzt glauben? verzweifelst Du noch an Deiner Zukunft? Ich sage Dir, daß Du den Sohn des Clinias um nichts zu beneiden brauchst?"

Verwirrt über den Vorfall, dessen Folgen er noch nicht begriff, bat der Marquis Dominik den Brief an den Procurator, dessen Addresse, zu besorgen, und übersandte den an Landry durch den Portier. Eine Stunde später lagen der Schneider, Magdalena und der Lehrling zu den Füßen des jungen Edelmannes.

„Dank Ihnen, Herr Marquis, ich habe die Arbeit für Monseigneur, den Herzog de Bourbon!“— rief Landry. „Sie giebt ein reines, rundes Einkommen von sechstausend Livres jährlich! Jetzt bin ich auf immer ein gemachter Mann!“

„Dank Ihnen, Herr Marquis, unser Nachbar Mathurin, der uns alle Kunden wegnahm, wird vor Aerger platzen,“—sprach Magdalena.

„Dank Ihnen, Herr Marquis, Frau Magdalena wird mir nun nicht mehr im Zorn darüber, daß unsere Kunden weg gehen, Ohrfeigen reichen!“ sagte Martin Kraft.

„Freunde,“--antwortete Letoriere—„ich bin über das Glück entzückt, welches Euch zugestoßen ist, ich schwöre Euch aber, daß ich unglücklicherweise nicht die Ursache desselben bin.“

„Ach Herr Marquis, warum sagen Sie das?“ — rief Magdalena im vorwurfsvollen Tone, und indem sie den kostbaren Brief aus der Tasche zog, las sie: „Dem Meister Landry wird hiermit angezeigt, daß auf die ausdrückliche Empfehlung des Herrn Marquis de Létoriére, seine königliche Hoheit, Monseigneur der Herzog von Bourbon geruht, ihn zum Leibschneider seines Haushaltes zu ernennen.“ — „Sehen Sie wohl, Herr Marquis!“ — fuhr Magdalena fort. Und indem sie Létoriére mit in Freudenthränen gebadeten Augen anblickte, fügte sie hinzu: „Diese Arbeit macht uns Zeitlebens zu wohlhabenen Leuten ... Und doch, so wahr ich eine ehrliche Frau bin, der Korb mit Blumen und Früchten und das Billet, welches der Marquis uns gestern gütigst übersandte, hat uns vielleicht noch mehr Freude gemacht.“

„Und Ihr habt Recht; meine Freunde!“ sagte Letoriere; denn gestern sandte ich Euch wirklich das Geschenk, von dem ich nicht mußte, woher es kam. Heute aber kannte ich den Inhalt des Briefes nicht, ich kann das Geheimniß nicht ergründen.“

In diesem Augenblick trat Dominik ganz verstört herein. Er war die fünf Stock so eilig hinangestiegen, daß er kaum sprechen konnte; die einzigen Worte, welche er in Absätzen hervorbrachte, waren: „reich ... reich ... der Procurator ... Proceß ... Ich sagte es wohl!“ und zum Schluß warf er sich seinem Zögling um den Hals.

„Mein guter Dominik, fasse Dich ...“ sagte der Marquis—„sag' mir, welche glückliche Nachricht Dich außer Dich bringt.“

„Ja, beim Himmel! sie ist glücklich, diese Nachricht“—sagte der Erlehrer noch keuchend. Du weißt, ich ging zu Buston ... diesem Raubvogel ... Deinem Anwalt ... Als die Schreiber mich ins Zimmer treten sehen, beginnen sie wieder ihre unanständigen Späße, wie gewöhnlich ... ich trage sie mit sokratischer Verachtung und verlange Herrn Buston zu sprechen. Wie üblich antworteten mir diese unverschämten Gassenjungen im Chor und in allen Tonarten: Er ist nicht zu Hause! Mitten unter diesem höllischem Getöse trete ich auf den ersten Schreiber zu und zeige ihm meinen Brief ... Ah, hättest Du doch das Gesicht gesehen!“ rief Dominik, indem er in ein lautes Lachen ausbrach und sich auf die Schenkel schlug.

„Nun gut! nun gut! so rede doch aus,“— rief der Marquis.

„Nun! der erste Schreiber öffnete schon den Mund, um sich seiner frechen Ausgelassenheit hinzugeben, sobald er aber die Handschrift des Briefes erkannte, wurde er ernst wie ein Esel, den man striegelt, gebot seinen Genossen Schweigen, stand auf und sagte ehrerbietigst zu mir: „Ich werde die Ehre haben Herrn Dominik zu meinem Herrn zu bringen.“ Ich gelange zu dem bis dahin unsichtbaren oder groben Procurator. Ein neuer Auftritt! Der Geier ward zur Turteltaube und girrte nach Durchlesung des Briefes mir die Worte zu: „Ich habe nie einen Augenblick daran gezweifelt, daß der Herr Marquis seinen Proceß gegen die Intendanz von Faintonge betreffs des Waldes von Brion gewinnen werde .... Dieser Brief hebt die letzten Schwierigkeiten, welche sich der Verfolgung des Processes in den Weg stellten, mit dem ich mich zunächst befassen werde, bis die Akten des großen Processes gegen die Deutschen Fürsten geordnet sind. Ich habe überdies solches Vertrauen zu dem guten Stande der Sache des Herrn Marquis, daß ich, mein Herr, mich erbiete, ihm einen Credit von zwan-

zig Tausend Livres auf mich zu geben — eine Summe, die noch kein Fünftel von derjenigen beträgt, welche ihm für seine Schadenansprüche gegen die Intendanz von Xaintonge zu Theil werden wird."

„Alles nur ein Traum! . . . ein Traum! . . . " sagte der Marquis, indem er die Hand an die Stirn hielt.

„Ehrlich gestanden, es sah mir ganz darnach aus," erwiederte Dominik—„und um mich von der Wahrheit dessen, was ich hörte, zu überzeugen, nahm ich als Dein Bevollmächtigter das Anerbieten des Herrn Buston an.

„Nun!" rief Letoriere.

„Nun!" sagte Dominik, indem er dem Marquis ein Portefeuille einhändigte—„gegen einen einfachen Empfangschein hat er mir hier zwanzig Tausend Livres zugestellt, in Bons zahlbar nach Sicht auf die Generalpachtkammer."

Es wäre unmöglich das Erstaunen und die Freude der bei diesem Auftritt befindlichen Personen zu schildern.

Nach zahllosem Dank und Segenswünschen entfernten sich der Schneider, seine Frau und der Lehrling.

Als der Marquis mit Dominik allein war, erschöpfte er sich in fruchtlosen Muthmaßungen über die Quelle dieses geheimnißvollen Schutzes. Der Kunstschreiner Bordier vermochte keinen Aufschub über den Käufer des Necessairs zu geben. Der Procurator beobachtete das hartnäckigste Stillschweigen über den Inhalt u. Schreiber des Briefes, der eine so gänzliche Umwandelung hinsichtlich seiner Behandlung der Processe des Marquis zu Wege gebracht hatte. Später antwortete der Ausfertiger der Befehle des Herzogs von Bourbon, daß seine Hoheit selbst die Ernennung des Meister Landry zu seinem Hausschneider befohlen hätte.

Als der Marquis ganz wieder hergestellt war, bezog er mit Dominik eine kleine Wohnung in der Vorstadt St. Germain. Der brave Hieronymus Sicard, dieser Fiakerkutscher, der Letoriere hatte umsonst fahren wollen, weil er einem guten Engel gliche, wurde zu seiner größten Freude als Kammerdiener angenommen. . — Dies war die einzige Belohnung, welche er sich auf die Frage des Marquis erbat, wie er ihm seine Schuld abtragen könne. Es braucht gar nicht bemerkt zu werden, daß Meister Landry und seine Frau außerdem freigebig und zartsinnig für ihre Sorgfalt belohnt wurden.

Seltsam genug! keine edle Handlung des Marquis blieb seinem geheimen Beschützer verborgen. Mit der Post erhielt er ein kleines Billet mit den Worten:—„Es ist gut . . . fahren Sie so fort, man wacht über Sie."

Ein anderes Mal gab man ihm die weisesten Rathschläge, ermunterte ihn, die Freuden der Welt und seines Alters zu genießen, aber stets die Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit seines Charakters zu bewahren; denn man rechne für die Zukunft hierauf.

Wieder bewog man Letoriere zu den für einen Edelmann passenden ritterlichen Uebungen. Er folgte dem Rath und zeichnete sich bald in der Fechtkunst, im Reiten und allen Uebungen aus, welche Geschmeidigkeit und Gewandtheit erforderten.

Bald erhielt der Marquis auch jene Briefe, welche eine steigende und überdachte Zuneigung verriethen, auf freundlichen und unerwarteten Wegen; so in einer wunderbaren mit Blumen gefüllten Vase von Sevres, welche ein Unbekannter dem Thürsteher übergab; so in einem atlaßnen Kißchen, worauf sein Namenszug und sein Wappen prachtvoll gestickt waren, welches er bei seiner Nachhausekunft vom Ballspiel in seiner Tasche fand.

Diese seltsame Correspondenz dauerte seit etwa einem Jahre, als Letoriere seinen Prozeß gegen den Intendanz von Xaintonge gewann.

Am Morgen nach der richterlichen Entscheidung führte ein Jockey in der Livree des Marquis ihm zwei herrliche Englische Pferde zu, welche damals anfingen Mode zu werden. Das Geschirr und die Schabracke waren ausgezeichnet reich und elegant. Folgender Brief begleitete das neue Geschenk.

„Ihr Prozeß ist gewonnen, Sie können leben, wie es einem Edelmanne ihres Ranges zukommt. Begeben Sie sich zu dem Genealogisten Cherin und er wird ihre Ansprüche auf den Adel aufsetzen; legen Sie dieselben dann auf der Architafel nieder, um dem Könige vorgestellt zu werden und Zutritt bei Hofe zu erhalten. Sie werden ohne Zweifel die Ehre haben, seine Majestät auf der

Jagd zu begleiten. Diese Pferde werden Ihnen von Nutzen sein. Man ist mit Ihnen zufrieden."

Auf alle Fragen Letoriere's antwortete der Jeckey nur, daß ein Unbekannter die Pferde bei dem zu jener Zeit berühmten Roßkamm, Gabert, gekauft habe, mit dem Beifügen, daß später auch das Geschirr kommen werde. Der Unbekannte war schwarz gekleidet, ziemlich stark und ungefähr 50 Jahre alt.

Einige Tage nach dieser neuen Ueberraschung erhielt der Marquis folgendes Billet.

„Besuchen Sie heute Abend den Ball in der Opera; warten Sie bei der geheimen Loge des Königs, zwischen zwölf und ein Uhr legen Sie einen schwarzen Domino an und heften daran ein blau und weißes Band."

Letoriere war in seinem Leben nicht auf den Ball in der Opera gegangen. Ohne gerade ein abgeschiedenes Leben zu führen, hatte er bis dahin seine Zeit zu körperlichen Uebungen, zu Spaziergängen mit Dominik, zum Lesen Griechischer und Römischer Dichter und häufigen Besuchen der Comedie Francaise verwandt.

Obgleich Dominik keine große Kenntniß des menschlichen Herzens besaß, so war er doch bisweilen besorgt, wenn er sah, wie sein Zögling in einem Alter, wo die Leidenschaften in der Regel so heftig hervortreten, so ruhig blieb; einen Augenblick hatte der würdige Mann geglaubt, daß der geheimnißvolle Beschützer eine Frau sei, hatte aber Letoriere diese Vermuthung nicht mitgetheilt.

Als dieser Dominik anzeigte, daß er den Ball der Opera besuchen werde, hatte der Erlehrer den glücklichen Einfall, seinen Zögling dahin zu begleiten. Letoriere freute sich sehr auf diesen Genuß und machte sich mit Dominik auf den den Weg.

Erst ein Mal in dem Gewühl hatten die beiden Freunde, welche sich so fremd wie Leute aus der Provinz fühlten, unendlich viel Mühe die verborgene Loge des Königs zu finden, und waren anfangs ein Opfer der Scherze der Zuschauer. Der Marquis hatte eine so schmächtige Taille, ein so feines Aeußeres, einen so niedlichen Fuß, so zarte Hände, daß man ihn leicht für eine Frau hielt, während der große, knöcherige, linkische und unbeholfene Dominik für ihren Mann galt.

Letoriere erröthete unter seiner Maske vor Zorn, und Dominik mußte sein ganzes Ansehn und alle möglichen Bitten aufbieten, um einen Ausbruch zu verhüten.

Endlich redeten zwei Dominos sie an.

Der größere ergriff Dominik am Arm, während der kleinere auf Letoriere zutrat und ihm ins Ohr flüsterte: „Fahret so fort . . . man ist zufrieden . . . Da . . . und hoffet."

Der Marquis fühlte, wie ihm eine kleine Schachtel in die Hand gedrückt wurde, und ehe er ein Wort sagen oder eine Bewegung machen konnte, verlor sich der Domino unter der Menge.

Letoriere schwebte in Entzücken. Die Stimme welche ihm dieselben Worte ins Ohr geflüstert, welche ihm sein unbekannter Beschützer oft geschrieben hatte, war eine unglaublich sanfte Frauenstimme; auch schien ihm, als glänzten zwei große blaue Augen durch die seidene Maske.

Trunken vor Freude und tausenderlei unbekannte Gefühle in seinem Herzen erwachen fühlend, vergaß der Marquis ganz und gar Dominik, und hatte den thörichten Gedanken, seinen Domino wiederzufinden, weil er glaubte, unter Tausenden die großen blauen Augen, welche auf die seinigen mit einem so seltsam zärtlichen Ausdruck geheftet gewesen waren, wieder erkennen zu können.

Gegen 5 Uhr Morgens sah er das Thörichte seiner Nachforschungen ein und ging nach Hause, neugierig, den Inhalt seiner Schachtel zu erfahren.

Sie enthielt einen der damals modischen Ringe mit großen Kästen; er war mit Diamanten gefaßt; in äußerst feiner Emaillemalerei befand sich darauf ein herrliches Auge mitten in einer Wolke, an dessen Ausdruck Letoriere sofort den sanften zärtlichen Blick seines Domino wieder erkannte. Auf dem äußern Rande las man in der feinsten Schrift die Worte: „Es folgt Dir überall!"

Der Brief lautete folgendermaßen: „Sie sind zwanzig Jahre alt, jung, schön, von Adel, geistreich und liebenswürdig; Sie sind reich ge-

nug, um ein Verschwender zu werden. Ihre Zukunft ruht in Ihrer Hand ... Man will sehen, ob die Ihnen seit einem Jahre ertheilten Rathschläge ihre Früchte auch ferner tragen ... Sie werden keine Zeile mehr erhalten ... Sie haben Ihren freien Willen ... Aber man folgt Ihnen überall. Nach vier Jahren, von heute an gerechnet, erhalten Sie einen Brief, Ihre Aufführung mag den gehegten Erwartungen entsprochen haben oder nicht ... Bis dahin seien Sie muthig, hoffen Sie und dauern Sie aus! ...

Während eines Monats hätte der Marquis wahnsinnig vor Neugierde werden mögen.— Wie ein Verrückter durchstrich er die Spaziergänge, prüfte ängstlich alle blauen Augen, welchen er begegnete und verglich sie mit seinem Ringe; viele blaue Augen senkten sich zwar schüchtern vor seinem feurigen und ängstlichen Blick, wieder andere antworteten ihm schmachtend, andere zornig, aber er entdeckte nichts.

Er erinnerte sich des Befehls, seine Beweisschriften auf der Architafel niederzulegen, um bei Hofe empfangen zu werden; er erfüllte die nöthigen Formalitäten und wartete die Rückkehr eines abwesenden Verwandten des Grafen d'Apreville ab, um die Ehre zu haben, dem König Ludwig XV. vorgestellt zu werden.

Der Reiter.

Eines Tages ging der Marquis, in düstere Träumereien versunken, am Rande des großen Canals von Versailles spatzieren, in dem Glauben, seine geheime Beschützerin habe ihn aufgegeben. Er kam aus der Reitbahn und sein Reitanzug ließ seinen zierlichen Wuchs ungemein hervortreten. Er trug einen grünen Rock mit goldenen Borten, scharlachrothe Hosen, eine Weste von derselben Farbe, große glänzende Stiefeln von schwarzem Maroquin. Einige Schritte von sich entfernt, sah Letoriere einen schon bejahrten Reiter, der trotz aller seiner Anstrengungen doch nicht sein Pferd an einem marmornen Piedestal vorbeibringen konnte.

Zwei Personen waren dabei zugegen; der eine mochte etwa fünfzig bis sechzig Jahr alt sein und trug einen Rock von perlgrauem Taffet mit seidenen Knopflöchern von derselben Farbe; sein Gesicht war zugleich schön, edel und wohlwollend; er hatte einem älteren, sehr kleinen, einen wenig gebückt gehenden Manne den Arm gereicht, der einen prachtvollen Anzug nach der alten unter der Regentschaft herrschender Mode trug und dessen bleiches Antlitz von tiefen Runzeln durchfurcht war.

Der einfacher gekleidete dieser beiden Herren, sagte auf Letoriere zeigend zu dem Anderen:

„Welch' ein reitzendes Gesicht! ... welch' hübscher Anstand! ... Ich habe wahrlich nie etwas Bezaubenderes gesehen ... Und Ihr, Marschall? ...

„Hum! hum! ... versetzte letzter trocken. „Der kleine-Herr dort? Er ist ganz leidlich! Aber er sieht ja so täppisch aus, wie einer der Weihwasser reicht," antwortete der Herr Herzog von Richelieu, in einem geradebrechten Französisch, wie unter der Regentschaft unter den Roues Mode war ...

Er? ... Das hübsche Gesicht? Nun er müßte den Heiligen Eures Schlages das Weihwasser reichen." antwortete der Andere spöttisch lächelnd.

Das Pferd bäumte sich noch immer, und der endlich der Güte müde Reiter gebrauchte abwechselnd Reitpeitsche und Sporen; das Thier machte aber nur Seitensprünge und schlug fürchterlich hinten aus.

Allmälig näherten sich der Herzog von Richelieu und der andere Spatziergänger dem Marquis. Als Letoriere Männer von einem ehrwürdigen Alter auf sich zukommen sah, grüßte er sie ehrerbietigst.

„Nun junger Mann ... wer wird bei dieser Erörterung Recht behalten, der Mann oder das Pferd?" fragte Richelieu's Freund.

„Meiner Treu, ich weiß es nicht, mein Herr! Der Bereiter redet mit Peitschenhieben und das Pferd antwortet mit Ausschlagen: Diese Unterhaltung kann noch lange dauern."

Diese ohne zu große Zuversichtlichkeit, aber mit der freimüthigen Munterkeit der Jugend gegebene Antwort, machte den Spaziergänger lächeln.

„Ihr redet, wie Ihr's versteht, junger Herr; ich möchte wohl Euch an der Stelle jenes Bereiters sehen, Ihr scheint nicht zu wissen, daß dieses Thier eine Ukränestute ist ... Sie kommt

aus Deutschland, ist ein wahrer Teufel, mit dem selbst La Gueriniere nicht hat fertig werden können.

„Wenn ich an der Stelle jenes Reiters wäre, mein Herr, so wäre ich vielleicht nicht geschickter aber glücklicher," — antwortete mit Bestimmtheit der Marquis.

„Wirklich! nun gut, wollt Ihr es versuchen? wollt Ihr Barbara besteigen?"

„Die Stute ist so hübsch, so stolz, trotz ihrer Störrigkeit, . . . daß ich von ganzem Herzen einschlage, mein Herr; überdies ist der Rasen so grün, daß man keinen besseren Teppich haben kann, um darauf zu fallen," antwortete heiter Letoriere.

„Ich bin entsetzlich bange, daß er den Hals bricht," — sagte ganz leise Richelieus Begleiter.—

„Mit einem solchen, so schalkhaften und fröhlichen Gesichte fürchtet man weder Pferde, Männer noch Weiber . . . und wenn man fällt, so fällt man nie allein; ich habe eine gute Meinung von ihm; er sieht sehr entschlossen aus . . ."

„Holla! St. Clair" — rief der Andere dem Bereiter zu—„mühe Dich nicht länger ab, sitze ab . . . dieser junge Mann hat Belehrung nöthig und Du kannst ihm dieselbe ertheilen"— fügte er lachend hinzu.

St. Clair gehorchte dem Befehle und stieg ab.—

Letoriere, durch die letzten Worte des Unbekannten etwas beleidigt, antwortete ihm mit achtungsvoller Festigkeit:

„Stets werde ich mit Vergnügen oder Resignation die Belehrung annehmen, welche ich verlange oder verdiene, mein Herr; hier glaube ich mich aber weder in dem einen noch in dem anderen Falle zu befinden . . ."

Der Unbekannte und Richelieu sahen einander an und unterdrückten eine heftige Lachlust.

„In Acht genommen"—sagte leise der Marschall—„er sieht ganz wie ein tüchtiger Raufbold aus."

„Ihr werdet sehen, er wird mich fodern, und das in Eurer Gegenwart, vor dem ältesten Marschall von Frankreich, dem Präsidenten des Ehrengerichts sagte der Andere und fügte den Marquis ernst anblickend hinzu:

„Ihr nehmt meine Worte ja gewaltig hoch auf, junger Herr!"

„Bei Gott, ich nehme sie nur auf, wie ich muß, mein Herr! rief Letoriere, indem er sich herausfordernd in Positur stellte.

Bei dieser drohenden Geberde brachen Richelieu und der Unbekannte in ein Gelächter aus, und der Marquis wollte eben heftig werden, als St. Clair, der nicht ohne Mühe vom Pferde gestiegen war, näher trat u. mit dem Hut in der Hand zu dem graugekleideten Hrn. sagte:

„Sire, aus dem Pferde wird nie Etwas."

„Der König! . . ." — rief der Marquis verwirrt, beugte ein Knie und neigte den Kopf renig.

„Beim heiligen Ludwig, mein Freund"— sagte Ludwig XV. lächelnd, „ich habe es erlebt, daß Ihr mich derb daran erinnertet, daß jeder Edelmann meines Gleichen sei, und daß in alter Zeit ein Ritter mit seinem Herrscher eine Lanze brechen konnte . . ."

„Ach! Sire, Verzeihung, Verzeihung!"

„Auf, erhebt Euch, hübscher Paladin," und mit einer Bewegung von majestätischer Grazie, welche dieser so liebenswürdige und geistreiche König selbst in seine unbedeutendsten Handlungen zu legen wußte, berührte er mit der Fingerspitze Letoriere auf der Wange, der noch immer auf der Knie liegend diese schöne königliche Hand mit tiefer Ehrfurcht küßte.

Letoriere stand auf, die Stirn mit einer reizenden Röthe überzogen, das schöne schwarze Auge feucht von Thränen; so tief hatte ihn die unaussprechliche Güte seines Königs gerührt.

Diese so reine, so jugendliche und unschuldige Rührung entzückte Ludwig XV. Die feinste Schmeichelei hätte keinen so angenehmen Eindruck auf ihn gemacht.

„Wie heißt Ihr, mein Sohn?" fragte er, den Marquis mit Theilnahme anblickend.

„Karl Ludwig du Vighan, Marquis de Letoriere, Sire."

„Ihr seid von Xaintonge," antwortete der König, welcher die Genealogie seines Adels vortrefflich kannte.

„Ihr habt Eure Beweisschriften auf der Archivtafel niedergelegt," fuhr er fort, „Ihr hättet mir vorgestellt werden müssen ... weshalb geschah es noch nicht?"

„Sire, ich erwartete die Rückkehr des Grafen d'Apreville, eines Verwandten von mir ... um diese Ehre zu haben."

„Marschall von Richelieu, wollt Ihr Pathenstelle bei ihm vertreten?" fragte der König zum Herzoge gewandt, der mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung antwortete.

„Wohlan denn!" sagte der König, „ich vergesse nicht, mein Sohn, daß ihr beinahe St. Clair gemeistert habt ... Er muß eine Ehrenerklärung haben. Möchtet Ihr es wohl noch mit Barbara aufnehmen?" und dabei zeigte der König auf die Stute, welche, an der Hand gehalten, ausschlug und sich bäumte, trotz aller Drohungen und Liebkosungen des Stallmeisters. — „Fürchtet Ihr das wilde Thier nicht?"

„Ich fürchte nur Eins, Sire, mich der außerordentlichen Gnade unwürdig zu zeigen, mit welcher der König mich beehrt, indem er mir befiehlt, in seiner Gegegenwart zu Pferde zu steigen."

„Er ist in der That liebenswürdig, er antwortet mit vollendeter Artigkeit, mit einem sehr feinen Gefühle"—sagte der König zu Richelieu, während Lotiere mit klopfendem Herzen sich der furchtbaren Barbara näherte.

„Der König sagt mir zuweilen, ich sei ein alter Kenner von Gesichtern; nun denn, ich kann dem Könige sagen, daß, ehe sechs Monate hin sind, dieser junge Falke seinen Flug gemacht haben wird ... Und dann mag man sich vor ihm hüten, er wird ein gewaltiger Taubenesser sein, ich bürge dafür."

„Eure Gönnerschaft, Marschall, wird ihm also Glück bringen," sagte der König lächelnd, plötzlich aber rief er erschrocken aus: „Ach! der Unglückliche! Er geht seinem Untergange entgegen ... St. Clair hat ihm die Zügel gereicht und die verwünschte Stute will Keinen an sich heranlassen ... Wie sie ausschlägt, welche Sätze! Es wird ihm nicht mal gelingen, in den Sattel zu kommen ... Das Thier ist ein Teufel zum Aufsitzen. St. Clair ... warum hast Du es ihm nicht beim Aufsitzen gehalten?"

„Sire," erwiederte der alte Stallmeister im mürrischem Tone, „der Herr sagte mir, er wolle schon allein fertig werden."

„Und beim Himmel er wird fertig," sagte der König erstaunt; „aber seht doch, Marschall! ... auf mein Wort! .... Er hat es bezaubert ... Er tritt daran hinan, und es rührt sich nicht mehr ... Er liebkoset es ... und das heilose Thier antwortet ihm nicht mit einem Biß oder Hufschlag. Was sagst Du dazu, St. Clair?"

„Sire, ich sage ... ich sage ... ich sage, daß mir der Verstand dabei still steht. Für gewöhnlich kann man es nur mit Hülfe der Bremse besteigen, so wild und unbändig ist es."—

„Und sieh' da, er sitzt im Sattel, meiner Treu!" rief der König entzückt; „und wie trefflich er sich darauf ausnimmt ... welche Anmuth und Geschmeidigkeit ... Was sagt Ihr dazu, Richelieu? Und du St. Clair?" fuhr Ludwig XV. fort, dessen Gesicht von Freude strahlte, als er die Geschicklichkeit seines jungen Schützlings sah.

„Meiner Treu, ich möchte dem Könige antworten, daß dieser Bursche da, so jung er sein mag, ein ganz braver Reiter ist; aber er muß ein Zaubermittel besitzen, um diese unbändige Bestie mit ihren Hufschlägen besänftigt zu haben ..." antwortete der Marschall.

„Man kann nicht sagen, Sire, daß die Haltung dieses jungen Edelmannes ganz schlecht sei," antwortete der alte St. Clair. — „Er sitzt gut, hält Körper und Beine, wie sichs gehört, seine Hand scheint fest und leicht zugleich zu sein."

„Was zum Teufel willst Du denn mehr?" fragte der König. „Aber wir wollen doch sehen, ob es wohl an jener marmornen Statute vorübergehen wird, vor der es so sehr erschrickt. Nein, nein, sie bäumt sich ... welch' ein Satz ... Ach! der Unglückliche!"

„Er scheint auf dem Rücken angeschroben; er rührt sich nicht mehr wie ein Therme," rief der Marschall „bei seiner hübschen Fratze muß er stark sein wie ein Hercules."

„Monseigneur weiß, daß es eben nicht darauf ankommt, die Sätze eines Pferdes auszuhalten ... ihnen zuvorzukommen und sie zu hindern, darin besteht die Wissenschaft ..." antwortete St. Clair.

„In diesem Falle mußt Du zufrieden sein," entgegnete der König. „Sieh, sieh ... da geht es so leicht, so bequem wie ein Paßgänger, an der Statue vorüber ... Wetter, ist er denn ein Hexenmeister?" rief Ludwig XV., indem er erstaunt den Marschall und St. Clair, die nicht minder wie er erstaunt waren, ansah.

Nachdem Letoriere die Stute mehre Mal an der Statue, welche Anfangs sie so sehr erschreckte, hatte vorüberziehen lassen, näherte er sich dem Könige. Der Marquis hielt seinen Hut in der Rechten, mit der Linken lenkte er Barbara, die daher stolzirte und an ihrem Mundstück so kokett wie nur möglich biß; man hätte sagen mögen, sie sei stolz auf eine so leichte Bürde. Das Gesicht des jungen Mannes noch feurig von der Anstrengung und der stolzen Freude, seine Sachen vor dem Könige so gut gemacht zu haben, strahlte von Glück und Schönheit.

Als Ludwig XV. sah, wie hübsch, strahlend und jung sein Schützling sei, richtete er seinen Blick auf ihn mit jener freundlichen und ergreifenden Theilnahme, welche in Jahren vorgerückte oder im Vergnügen übersättigte Leute wohl oft beim Anblick der zutraulichen Freude, des sorglosen Jugendfeuers empfinden.

Der treffliche Fürst war ganz glücklich in dem Gefühl, durch eine edelmüthige fürstliche Laune dem jungen Manne eine so glänzende Laufbahn, wie in einem Zaubermährchen, öffnen zu können. „Bisweilen ist es sehr gut, König zu sein!" sagte er zu Richelieu mit unwillkürlicher Rührung.

Der alte Marschall, welcher eine Antwort schuldig war, schien in den Blicken des Fürsten zu forschen, um den Sinn dieser ihm unverständlichen Aeußerung zu durchdringen. Alles war todt in diesem, in heftigem aber zügellosem Ehrgeiz erstorbenen und durch unerbittliche Selbstsucht verhärteten Herzen; unfähig, die Absicht des Königs zu begreifen, antwortete der Marschall mit einer heftigen Abgeschmacktheit.—

„Wenn es nur bisweilen gut ist König zu sein, Sire, so ist es dagegen beständig gut Unterthan Eurer Majestät zu sein."

Ludwig lächelte fein und kalt und entgegnete: „Es macht Vergnügen, sich so errathen zu sehen." Dann zu Letoriere gewandt, der noch immer seiner Befehle harrte: „Aber Freundchen," sprach er, sag', wie fingt Ihr es an, daß Ihr so schnell und leicht jenes unbändige Thier zähmtet."

„Eure Majestät sagten mir, daß diese Stute aus Deutschland gekommen sei; da ich nun weiß, daß die Deutschen viel mit ihren Pferden reden und sie fast eben so viel mit Worten wie mit der Hand und Sporen lenken, so habe ich Deutsch mit ihr geredet; und da sie ohne Zweifel eine Sprache wieder erkannte, an die sie gewöhnt ist, so war sie fast augenblicklich wieder ruhig."

„Ja, ja, er hat Recht. — Nichts ist einfacher ... siehst Du, St. Clair ..." sagte der König.

„Ja Sire," entgegnete Letoriere, indem er einen Blick nach dem alten St. Clair warf, der tief gedemüthigt schien,—„ja Sire, nichts einfacher, wenn man Deutsch spricht ..."

Diese fast kühne Antwort entsprang aus einem so zarten und edlen Gefühle, daß Ludwig XV. lebhaft ergriffen ausrief: — „Gut, sehr gut, mein Sohn ... Ihr habt Recht; hätte mein alter St. Clair Deutsch gekonnt, so hätte er es gemacht wie Ihr ... Da er aber zu alt ist, um es noch zu lernen, und Barbara keinen Geschmack am Französischen zu finden scheint, so behaltet diese Stute, Marquis de Letoriere, der König schenkt sie Euch ..."

Der Marquis verbeugte sich ehrerbietigst.

„Richelieu, stellt mir ihn Morgen beim kleinen Lever vor" sagte der König zum Marschall, und dann kehrte Ludwig XV., nach einer freundlichen Handbewegung gegen Letoriere, in's Schloß zurück.

Am anderen Tage wurde Letoriere amtlich vorgestellt; wenige Tage darauf machte ihn Ludwig XV. zu seinem Stallmeister und gab ihm später eine Standarte bei den Musquetairs.

Von diesem Augenblick an stieg Letoriere un-

aufhaltsam in Gunst, denn die Zuneigung des Königs für ihn nahm täglich zu.

Es würde zu lange aufhalten, zu erzählen, wie der Günstling vorzugsweise der Mann des Tages wurde. Allein dieser Schritt vorwärts ist einfach und natürlich. Mit seltenen Vorzügen des Geistes und der Schönheit, der Geburt des Herzens vereinigte sich bald bei Letoriere ein sehr feiner Geschmack in Allem. Seine Pferde, sein Hausgeräth, seine Kleidung wurden ein Vorbild der Eleganz und des guten Geschmacks. Nach Verlauf von vier Jahren war der arme Schüler des College du Plessis einer der glänzendsten Herren am Hofe, der zugleich Bewunderung, Neid, Haß, Anbetung gegen sich rege machte, wie alle mit überlegenen Fähigkeiten ausgestattete Menschen.

Wir übergehen hier die zahlreichen galanten Abenteuer, deren Held der Marquis war, oder für deren Held man ihn doch hielt, denn er beobachtete hierin ein tiefes und gänzliches Schweigen.

Nur das eine wußte man, daß man ihm nie eine Gemeinheit oder Treulosigkeit in der Liebe vorzuwerfen hatte. Bei zwei Zweikämpfen zeigte er den größten Muth und Edelsinn; der einzige Fehler, den man ihm nachsagen konnte, war eine zu große Verschwendung, welche ihm das Gewinnen seines Processes gegen die Intendanz von Poitou, sowie die Freigebigkeit und Güte des Königs möglich machte, der ihn nach einander zum Abbe-commandataire der Trinite de Vendome, zum Commandeur der vereinigten Orden von St. Lazarus und Notre - Dame du Mont-Carmel, zum Obersten bei der Cavallerie, zum Staatsrath d'epee und zum Großseneschal von Aunis ernannte.

Diese hohe Stufe des Glücks hatte Letoriere ungefähr vier Jahr nach seinem glücklichen Zusammentreffen mit dem Könige erstiegen.

Aber bei allen diesen Glücksfällen hatte Letoriere nie die großen blauen Augen der Opera vergessen und fast täglich betrachtete er traurig seinen Ring.

Trotz der Devise: „Es folgt Dir überall," unter diesem lieblichen, azurnen Auge, welches wie es schien, ihn mit vertrauensvoller, froher Zärtlichkeit anblickte, fürchtete der Marquis ganz von seiner geheimen Beschützerin vergessen worden zu sein. Seit vier Jahren war er ohne Nachricht von ihr. Bald besorgte er, daß der Ruf seines Glücks beim weiblichen Geschlechte eine gerechte Eifersucht bei der Unbekannten geweckt und sie auf immer von ihm entfernt hake, bald fürchtete er auch, daß eine Entfernung, Krankheit, ja wohl gar der Tod ihn um diese sonderbare Zuneigung gebracht hätte.

Ein wunderliches und unerklärliches Gefühl hatte Letoriere bei seinen galanten Abenteuern stets auf's Aengstlichste die Verführung eines blauen Auges fliehen lassen — so schwer ihm auch oft ein solches Opfer vorkommen mochte. Er hatte gefürchtet, vielleicht wider Wissen eine Liebe zu entweihen, die er sich so ganz verschieden von jeder anderen Liebe dachte. Je weiter er auf einer Lebensbahn vorschritt, welche das Schicksal ihm so schön, vielleicht mit so wenig Anstrengung so glücklich bereitete, desto häufiger dachte er mit Rührung, ja fast mit Bedauern an jene ruhige und stillglückliche Zeit zurück, wo die einzige Wonne seines Daseins die Hoffnung bildete, einen jener Briefe zu empfangen, in welcher die Unbekannte ihm so weise Rathschläge ertheilte.

Mit Entsetzen sah er den unglücklichen Zeitpunkt nahen, der ihm gesetzt war ... nach dessen Ablauf er einen letzten, über dessen Schicksal entscheidenden Brief, erhalten sollte; er empfing ihn endlich auf den Tag, vier Jahre nach jenem Begegnen in der Opera. Er lautete folgendermaßen:

„Seit fünf Jahren liebe ich Sie ... seit fünf Jahren beobachte ich Sie in allen Verhältnissen ihres bald niedrigen, bald glänzenden, ärmlichen oder begüterten Daseins — Sie sind eines Herzens werth, welches ich Ihnen mit Vertrauen anbiete; ich bin eine Waise, kann frei über meine Hand verfügen, biete sie Ihnen an. Keine menschliche Gewalt kann meinen Entschluß ändern, Ihnen anzugehören. Sollten Sie sich weigern meine theuersten Plane zu verwirklichen, so gehe ich in ein Kloster und werde jeden Tag vom Himmel für Sie das Glück erflehen, welches ich Ihnen zudachte.

Julie de Soissons,
Prinzessin von S*** C***."

Mademoiselle Victoria Julie de Soissons, von S*** C***, wohnte bei ihrer Tante, der Frau Marschallin, Prinzessin von Rohan-Soubise. In einem Alter von ungefähr fünf und zwanzig Jahren war die Prinzessin Julie eher hübsch als schön; ihren mittleren Wuchs zeichnete eine vollendete Anmuth aus. Obgleich damals der Puder durchaus Mode war, so überstreute Mademoiselle de Soissons, zum höchsten Vortheil ihres bezaubernden Gesichts, ihr hochblondes Haar, welches sie aus Laune selbst wickelte, doch nur ganz wenig damit. Sie hatte blaue Augen, rothe Lippen, perlweiße Zähne, ein feines, länglich ovales Gesicht; ihr mehr brauner als heller Teint war dabei so rein, so lebhaft frisch, daß man ihn nicht flimmernder weiß wünschen konnte. Gewöhnlich zeigten die Züge der jungen Prinzessin einen melancholischen sanften Ausdruck.

Ihr ausgezeichnet gutes Herz, ihr etwas romanhafter Charakter, ihr unabhängiger Geist hatten bei der Erzählung, wie muthig der junge Edelmann sein Elend trage, nicht ungerührt bleiben können.

In größter Eile suchte Letoriere eine Zusammenkunft zu veranstalten, wo er die Prinzessin weit schöner fand, als eben beschrieben. Bald war der Bund der Liebe geschlossen, und nachdem der Marquis durch seinen Gönner, den König, die Einwilligung zur Heirath bei Frau Marschallin Prinzessin von Rohan-Soubise erwirkt hatte, und die glückliche Beseitigung seines Prozesses durch den schlauen Dominik bei der Adelskommittee erreicht war, stand der Trauung nichts mehr im Wege, welche in Beisein des Königs vollzogen wurde. Meister Landry besorgte den kostbaren Hochzeitsanzug, und Hieronymus Sicard leitete die vier prachtvollen Pferde an dem Wagen, der das glückliche Paar zur Kirche Notre Dame führte.

Pascha von Buda.

Von Heinrich Zschokke.

1.

An einem tiefen Thale und hohen Felsen liegt im schweizerischen Kanton Waat ein altes, kleines, doch wohlgebautes Städtlein, mit einem freiherrlichen Schlosse geziert. Das Städtlein heißt La Sarraz. Hier lebt ein gutmüthiges, frohes Völkchen. Und ist es nicht durch seine Reichthümer oder Alterthümer, durch seine Wissenschaften oder Trauben berühmt: so ist es doch durch die Treue und Freundschaft unter sich und mit den Nachbarn, wenigstens ehemals, sehr schätzbar gewesen. Einen Beweis davon gaben zwei kleine, artige Knaben, Cugny und Olivier.

Cugny war der jüngste Sohn eines armen, alten Mannes, der unweit dem Städtchen in einer Bauernhütte unter seinem Strohdache vergnügt lebte. In Cugny's Hause herrschte jederzeit die beste Ordnung, die größte Eintracht, die strengste Arbeitsamkeit. Selbst der Jüngste mußte schon Geld verdienen, und zur Bestreitung häuslicher Bedürfnisse beitragen helfen.

Aber der alte Vater hatte an diesem Jüngsten wenig Freude, denn er war ein kleiner, wilder Bube, der tausend tolle Streiche machte, zu denen es jeden Tag Gelegenheit gab. Freilich ward der kleine Taugenichts dafür tapfer gezüchtigt; allein was half's? — Die Strafen des Abends waren am Morgen jedesmal richtig verschlafen und vergessen. — Dabei fehlte es dem kleinen, quecksilbernen Buben gar nicht an liebenswürdigen Eigenschaften. Er war nicht nur ein schöner Knabe, den die Dichter seiner Zeit, wäre er ihnen als Prinz, und nicht im Zwilchkittel und barfuß erschienen, ohne Umstände mit einem Ganymed oder Liebesgott verglichen haben würden: sondern er hatte auch die Gabe, sich, wenn er wollte, Jedem angenehm zu machen. Der Schulmeister hielt viel auf ihn; denn keiner seiner Schüler schrieb eine so zierliche Hand, las mit so lebendigem Ausdruck, rechnete so fertig. Der Schulmeister hatte selbst dem alten Cugny einmal gesagt: „Euer Bube sollte nach Lausanne in die hohe Schule; der

versteht beinahe schon so viel, als ich. Der sollte Pfarrer werden!" — Der Alte hingegen zuckte die Achseln und sagte: „Wir Bauern brauchen auch gute Köpfe, und eher, als die Reichen; denn die, wenn sie keinen Kopf haben, setzen sie den Geldsack zwischen ihre Schultern. Das können wir armen Leute nicht."

Der kleine Cugny mußte also mit seiner Liebenswürdigkeit und seinen vom Schulmeister gepriesenen Geistesgaben die Ziegen hüten. — Das that er nun auch, und hätte es wohl besser thun können, wenn ihm nicht das Amt zu langweilig gewesen wäre. Er legte indessen so viel Anmuth und Kurzweil hinein, als er konte.

Lange Zeit z. B. betrachtete er sich als Pfarrer, und die Heerde als seine Gemeinde. Da hielt er derselben die rührendsten Predigten von der Welt; aber an diesen gehörnten Heiden war Hopfen und Malz verloren, und keiner seiner Zuhörer bekehrte sich. Vielmehr, je eifriger der kleine Redner gegen die Laster der Zeit donnerte, gegen Betrug und Diebstahl und Straßenraub, je ärger trieben es die Ziegen, besonders wenn er, ihre Frömmigkeit und die Wirkung seines Wortes zu prüfen, einmal die Gemeinde zu nahe an einem Kraut- oder Blumengarten vorbeiführte. Sie durchbrachen in ihrer heidnischen Blindheit die Häge und Zäune, und plünderten das fremde Eigenthum rein aus.

Als um dieselbe Zeit ein Vetter in's Land zurückkam, der sich im Kriegsdienste bis zur Würde eines Feldweibels emporgeschwungen und gute Beute gemacht hatte, änderte sich Alles. — Denn der alte Schnurrbart brachte den Winter in Cugny's Hause zu, und erzählte jeden Abend von seinen und des Marschalls Guebriant Heldenthaten, unter dessen Fahnen er gefochten. Da hörte man von Gustav Adolf, dem Schwedenkönig; da von Bernhard von Weimar, von Tilly, Pappenheim und Wallenstein; da von den Schlachten bei Lützen und Wittstock, von der Zerstörung Magdeburgs und dergleichen. Der Kriegsmann erzählte so lebendig, daß man die Schlachtfelder, die Heere, die Helden vor Augen sah, und den Donner des Geschützes sehr deutlich hörte. Er zeichnete die Schlachtordnungen auf den Tisch, und schwor und fluchte dazwischen, daß allen Menschen angst und bange ward.

Keiner im Hause horchte aufmerksamer, als der Jüngste, dem kein Wort, keine Schlachtordnung, kein Name dem Gedächtnisse entschlüpfte. Sobald das Frühjahr kam, und er wieder zum Ziegenhirt ernannt ward, nahm er diese Ernennung als Feldhauptmanns-Installation, und erhob auf der Stelle seinen Hund, der im vorigen Jahre bei der Heerde nur Sigristen- oder Küsterdienste verrichtet hatte, zum Generaladjutanten. So zog er aus, immerdar siegreich. Er eroberte viele Thäler, Hügel und Wälder, und hatte beinahe, wie Wallenstein der Ehrgeizige, Lust, die Eroberungen wie sein Eigenthum zu betrachten, und sich zum Herzog von La Sarraz zu machen.

2.

Eines Tages, da er unweit dem Städtchen beim Steinbruch auf einem Marmorblocke saß und, während die Armee im Freien lagerte, auf Belagerung und Eroberung des schroffen Felsens sann, an welchem einige Ziegen rekognoszirend emporkletterten, vernahm er auf der Felshöhe klägliches Geschrei von Kindern, die um Hilfe riefen.

Alsbald ward beschlossen, die Festung mit Sturm zu nehmen und die Gefangenen droben zu befreien. Der Generaladjutant vereinigte bellend die ganze gehörnte Kriegsmacht; der Felsen ward seitwärts erstiegen, erobert und den Rufenden Hilfe gebracht. Es waren ein paar Kinder aus dem Städtchen; ein Knabe, Namens Olivier, ungefähr fünfzehn Jahre alt, und ein Mädchen von acht Jahren, das Helena hieß. Die Beiden, Kinder angesehener Leute in La Sarraz, des Kletterns ungewohnt, hatten sich auf dem Berge im Spazierengehen verlaufen und verirrt. Um wieder herabzukommen, waren sie zwischen den Felsen und Klippen niedergestiegen, bis sie vor sich einen schauerlichen Abgrund erblickten und nicht weiter konnten.

Der kleine barfüßige Feldmarschall nahm sich ihrer sehr dienstfertig an; zog beide über die Klippen zurück; zeigte ihnen durch sein Vorschreiten, wo sie festen Fuß fassen könnten; brachte sie glücklich auf die Bergebene, und von da auch glücklich in's Thal hinab. Die Geretteten wußten nicht, was sie ihrem Erlöser alles Schöne aus Dankbarkeit sagen sollten. Die

Freundschaft war unter den jungen Leuten bald gemacht. Eugny erzählte von seinen Schlachten, Siegen und Eroberungen. Dem kleinen Olivier war das schon recht. Er nahm sofort eine Stelle bei der Armee an, die Eugny sogleich in zwei Hälften theilte. Er behielt den Oberbefehl über die eine, Olivier ward der andern Anführer, als Feind gegen Eugny. Helena aber mußte sich gefallen lassen, bald bei dem einen, bald bei dem andern Heere, als Marketenderin, zu dienen. Man vertheilte das Gebiet von La Sarraz; man setzte Regeln fest, und das Spiel gefiel Allen so wohl, daß man sich einander versprach, den folgenden Tag wieder zusammenzutreffen.

Olivier, ein lebhafter Knabe, hatte für das Kriegführen und Soldatenwesen nicht minder Neigung, als Eugny. Beide, obwohl sie bei ihren Heeren immer als Feinde gegen einander standen, schlossen dabei unvermerkt die allerinnigste Freundschaft. Tag um Tag, so oft Olivier aus dem väterlichen Hause oder von der Schule abkommen konnte, war er bei seinem Eugny. Und ihre gemeinschaftliche Freundin Helena erschien die Woche wenigstens ein paarmal mit Brod, Kastanien, und Wasser in einem Fläschchen, die Rolle der Zeltkrämerin zu spielen. Mit Olivier zwar kam sie, bei ihm fand sie gewöhnlich ihre Anstellung; sie waren Nachbarskinder. Allein am Ende des Spiels stand sie gewöhnlich, als Kriegsgefangene, bei Eugny, und es schien beinahe, als ließe sie sich gern von ihm fangen. Darüber gab es denn zuweilen Vorwürfe her und hin. Zwar Eugny und Olivier entzweiten sich um ihre Helene nie; aber Olivier zankte desto öfter mit dieser, daß sie sich von dem Paris so oft kapern ließe. Helena hatte nun zwar ihren Mitbürger und Nachbar recht lieb. Er war in der That ein artiger Knabe, und hatte den wichtigen Vorzug, daß er hübscher gekleidet war, als Eugny. Indessen hatte das kleine Mädchen doch bemerkt, daß die Natur den schwarzlockigen Eugny noch weit zierlicher geschmückt habe, als irgend ein Schneider schmücken könne.

Unter Krieg und Liebe, Zank und Versöhnung verstrich der Sommer und Herbst, und bald sollte der Winter die Feldzüge auf immer enden.

3.

Ehe aber noch der Winter kam, setzte sich Olivier eines Tages zu Eugny, und sagte mit wichtiger Miene: „Anno 1644 haben wir mit Geißen Krieg geführt; Anno 1645 aber wird's Ernst. Denk' nur, Eugny, mein Vater hat diesen Morgen einen Brief von meinem Oheim, dem Obersten bei der kaiserlichen Armee, bekommen, und die Zusage, wenn ich im Frühling zur Armee komme, soll ich angestellt werden, als Unterlieutenant. Ich bin im Frühjahr sechszehn Jahre alt, und mein Vater will mich nicht länger in La Sarraz lassen; er meint, hier würde aus mir nichts als ein Geißhirt. — Freust du dich nicht?"

—Woher denn? sagte Eugny, und hing das Köpfchen.

„Ei, daß ich Soldat, daß ich Lieutenant werde. Es ist Krieg. Ich bring' es da bald zum Hauptmann und Oberwachtmeister. Du sollst von mir hören!—Ja, hören sollst du Wunderdinge von mir, das sag' ich dir."

—Nun ja, Olivier, das glaub' ich. Es freut mich für dich, obgleich ich bitterlich weinen möchte. Denn bist du fort, bin ich ganz verlassen. Wen hab' ich, wenn du, lieber Freund, mir fehlst?"

„Ei, Eugny, es thut mir auch weh', dich zu verlassen. Allein du hast ja doch künftigen Sommer noch Helenen. Das Mädchen hat viel Kopf. Du kannst ihr deine halbe Armee geben."

— Was denkst du auch, Olivier? Ich führe mit keinem Mädchen Krieg. Ohnedem wird sie nicht mehr kommen, wenn du fort bist, und wird eine Stadtjungfer werden, die sich um unsereins wenig bekümmert.

„Sei nur ruhig, Eugny, und weine nicht. — In ein paar Jahren komme ich wieder zum Besuch nach La Sarraz. Da sollst du deinen Augen nicht trauen, wenn du mich siehst—ein Knebelbart—ein Schlachtschwert—hier eine Narbe —da eine Narbe. Du wirst mich kaum kennen."

—Das glaub' ich, Olivier, und du mich noch weniger. Was fragt dann der stolze Kriegsmann nach dem armen Ziegenhirten? — Ich weiß das wohl.

„Pfui, Eugny, das ist schlecht von dir gesprochen! Sieh', Eugny, und wenn ich Feldmar-

schall wäre, und käme nach La Sarraz — meine erste Frage wäre nach dir. Das schwör' ich dir; da hast du meine Hand darauf. Da hast du mein Taschenmesser mit der Perlmutterschale zum Pfand darauf. Nimm's zum Andenken."

—Weißt du, Olivier, Freunde sollen sich keine Messer schenken? Man sagt das zerschneide die Freundschaft. Aber ich glaub' es nicht. — Ich nehm' es. Und wenn du mich einst nicht mehr kennen willst, dann nehm' ich es wieder, und halt' es dir vor die Augen und sage: Olivier, unsere Freundschaft ist zerschnitten.

„Dann wäre ich werth, das Messer im Herzen zu haben. Nun aber freue dich mit mir.— Denke, ich habe auch schon Plane für dich gemacht."

—Sage doch!

„Wenn ich nach einigen Jahren Hauptmann oder noch mehr bin, und nach La Sarraz komme, nehm' ich dich mit zur Armee."

—Nein, ich will lieber im Frühjahr mit dir gehen und Soldat werden, Reiter was es ist.— Weil du vornehmer Leute Kind bist, macht man dich sogleich zum Lieutenant. Ich aber will tapfer sein und durch meine Kriegsthaten Lieutenant werden. Verlaß dich darauf, ich will.

„Das geht nicht, Eugny. Du bist erst vierzehn Jahre alt, und viel zu jung. Du kannst die Muskete noch nicht tragen."

—Aber die Trommel. Und ich weiß mit den Pferden umzugehen. Ich kann Troßbube werden.

„Das geht nicht, Eugny. Als Bube beim Troß kommst du nie in die Schlacht, kannst dich nirgends hervorthun. Warte lieber, bis ich zum Besuch nach La Sarraz komme und dich mitnehme. Da stell' ich dich gleich als Feldweibel an. Du kannst schön schreiben, gut rechnen. Ich will dich schon gebrauchen und dem Obersten empfehlen. Sei ohne Sorgen!"

Da hub Eugny bitterlich an zu weinen, und Olivier hatte genug zu trösten. Eugny schwor, er wolle nicht länger Geißhirt bleiben, sondern im Frühjahr mit in den Krieg gehen.

4.

Die Sache kam anders, als beide Freunde berechnet hatten. Eugny ward trauriger und nachdenkender von Tag zu Tag. Oliviers Gesellschaft und die Scherze der schmeichelnden Helena heiterten den armen Jungen nur sehr vorübergehend auf.

Eines Tages saß er am Abhang eines Hügels in Träumereien verloren; seine Heerde weidete um ihn her; der Herbststurm wirbelte im abgefallenen Laub des Waldes. Da hörte er jählings seinen Hund gewaltig bellen. Eugny sah sich nicht einmal danach um. Der Hund sprang bellend herbei und wieder davon, und wieder zurück. Eugny ward endlich aufmerksam, stand auf und ging einige Schritte vorwärts. Da erblickte er in der Tiefe, vor der Schlucht eines Waldberges, eine seiner Ziegen von einem Wolf überfallen, der das arme Thier zerriß.

Hast'g griff Eugny zu seinem Stecken, und sprang, von seinem Hunde begleitet, den Hügel hinab, dem Räuber entgegen. Der Wolf entfloh; aber die Ziege war todt und zerfleischt. Mit Entsetzen stand der junge Hirt da. Doch faßte er sich bald. Er bedeckte das getödtete Thier mit dürrem Laub, Reisern und Steinen, ging wieder zu seiner Heerde, und trieb sie Abends zur gewohnten Zeit heim. Dann begab er sich in's väterliche Haus, legte, sobald es dunkel ward, seine Sonntagskleider an, machte aus dem Besten, was er hatte, sein Bündel, und wanderte davon.

Er ward schon am Abend vermißt, da der Eigenthümer der verlornen Ziege erschien und großen Lärm machte. Aber da der Bursche sich auch am folgenden Morgen nicht im Hause zeigte und überall vergebens gesucht ward, erhob sein alter Vater großes Jammergeschrei.

Untröstlicher noch, als der Alte, waren Olivier und Helena, als sie die Nachricht von Eugny's Flucht vernahmen. Man konnte sich nicht genug über Helenens Schmerz um den Geißbuben verwundern, und Oliviers Thränen wurden von seinen Aeltern umsonst verlacht oder gescholten.

Nach einigen Tagen empfing Olivier durch einen Bauer aus der Nachbarschaft von Romainmotier einen Brief. Eugny schrieb ihm das Schicksal der vom Wolfe zerissenen Ziege; dann, daß er, theils aus Furcht vor der Strafe, theils aus Ekel gegen das Hirtenleben, davon-

gelaufen, um besseres Glück in der weiten Welt zu suchen.

„Fürchte dich nicht, Olivier!“ schrieb Cugny: „Ich werde nicht verhungern. Ich habe arbeiten gelernt. Sag' es nur Helenen, sie solle sich nicht ängstigen; und meinem Vater sag' es, ich wolle ihn auch aus der Fremde noch unterstützen, wenn ich einmal etwas verdient habe. Dein Messer hab' ich mit mir genommen. — Ich will es Zeitlebens aufbewahren. Es erinnert mich immer an dich. Ich kann es noch nicht ohne Thränen sehen. Vielleicht finden wir uns im Kriege irgendwo wieder.“

Olivier sprang närrisch vor Freuden umher, las allen Menschen den Brief von Cugny vor, und hatte sogar nichts dagegen, als Helena das Papier laut weinend an ihre Brust drückte.

Indessen war es für Olivier doch ein trauriger Winter. Denn er hatte sich allzusehr an Cugny gewöhnt, und der Freund mit dem zärtlichen, geistvollen Geplauder fehlte ihm überall. Zum Glück mußten nach einigen Monaten schon die Vorbereitungen zur Abreise getroffen werden. Das brachte mancherlei Zerstreuungen. Es wurden Abschiedsbesuche in Romainmotier, in Vevay, in Nyon bei Verwandten und Freunden des väterlichen Hauses gemacht. Man rüstete das Gepäck, und mit Ostern ging es nach Deutschland zur kaiserlichen Armee.

Die kleine Helena weinte jetzt eben so bitterlich wieder um ihren Nachbar Olivier, wie sie im Herbst um Cugny getrauert hatte. — Aber Mädchen trösten sich bald, und Olivier, als er einmal durch die Schweiz gegangen, den Rhein hinter sich sah, deutsche Luft athmete, Soldaten von allen Nationen, Feldlager und Kriegslärmen fand, vergaß Cugny, La Sarraz, Helenen, Aeltern, Alles.

5.

Der junge Olivier fand seinen Oheim erst zu Wien, und dieser nahm ihn mit sich in's ungarische Lager bei Preßburg. Hier fochten die Kaiserlichen unter dem Befehl des Feldmarschalls Götz gegen Ragoczy von Siebenbürgen, der das halbe Ungarn in Aufstand gebracht und sich mit den Schweden vereinigt hatte, die der tapfere Held Torstensohn führte. Es gab rauhe Tage, blutige Köpfe. Olivier kam in die rechte Kriegsschule. Er lernte das wüste Lagerleben; Sengen, Brennen, Morden, Rauben war Gespräch und That jedes Tages. Der Oheim hatte wohl anfangs ein wenig Mitleiden mit dem jungen Burschen; aber schon nach dem ersten Vierteljahr ließ er ihn ohne anders, wie er es nannte, „Pulver riechen,“ und nach dem ersten Feldzuge wurde Olivier wirklich als Lieutenant angestellt; denn er hatte sich als Freiwilliger bei verschiedenen Gelegenheiten so brav, oder vielmehr so verwegen betragen, daß er die Freude aller Soldaten geworden. — Anfangs nannten sie ihn nur das Milchgesicht, hintennach aber den kleinen Teufel.

Ich möchte hier gar nicht die bunte und wilde Kriegsgeschichte des jungen Olivier beschreiben, wie er bald in Böhmen, bald in Schlesien, bald in Baiern übel hausen half. Man kennt die ungebundene Mannszucht aller Heere, auch der besten, in langen, anhaltenden Kriegen; man kennt die Ausschweifungen der Kriegsknechte und Feldherren, mit welchen sie am Ende des dreißigjährigen Krieges ihre frühern Lorbeeren besudelten. Das muß man indeß sagen, der junge Schweizer betrug sich mit altritterlichem Sinn überall; im Lager züchtig, mäßig, nüchtern; im Gefecht fröhlich und unerschrocken; streng gegen seine Untergebenen, viel strenger noch gegen sich selbst; gegen seine Obern voll blinden Gehorsams.

Das half ihm im Dienste empor. Er ward in den Hauptstab des Feldherrn gezogen, und blieb auch nach dem dreißigjährigen Kriege im kaiserlichen Heere angestellt. Unter dem Grafen von Hatzfeld machte er den Feldzug in Polen gegen die Schweden mit, und hier führte er, als Hauptmann, ein Geschwader schwerer Reiterei. Mit allen seinen Kriegsgeführten lebte er in bester Eintracht. Jeder hielt den jungen, geistvollen Mann hoch. Nur ein einziger Offizier schien gegen ihn angebornen Widerwillen zu haben, und das war noch dazu ein Schweizer, ein Herr von Asperlin von Raron, Sohn des Oberherrn zu Bavois.

Dieser, weil er kein anderes Verdienst hatte, als seine etwas vornehme Herkunft, machte es, wie es alle dergleichen Menschen zu machen pflegen. Er warf sich in die Brust, prahlte viel, hielt Alles neben sich für Kleinigkeit, und haßte

ohne Umstände Jeden, der sich um ihn nicht bekümmerte. Unter denen, die sich um Herrn von Asperlin wenig bekümmerten, war auch Olivier. Daher verursachte ihm Asperlin hinterrücks allen möglichen Verdruß, und schwor sogar, er wolle nicht ruhen, bis er vom Regiment verjagt wäre. — Olivier achtete dergleichen Drohungen wenig.

Olivier hatte einst, vielleicht bei übler Laune, in Gesellschaft anderer Kriegsgesellen, über die Langsamkeit der Unternehmungen des kaiserlichen Oberfeldherrn geklagt; über Mangel an Gelegenheit sich auszeichnen zu können; am Ende über Ungerechtigkeiten bei Beförderungsfällen im Heere, wo nur Geburt und Herkunft, hingegen Verdienste nichts gälten. — Erhitzt durch Widerspruch ging er immer weiter, und behauptete zuletzt, es gehe vernünftiger und billiger bei den Türken zu. Er wollte wetten, daß er sich binnen drei Jahren im Dienste des Großsultans zum Pascha von drei Roßschweifen emporschwingen wollte.

Das erfuhr Asperlin. — Er riß Oliviers Worte aus dem Zusammenhang, und hinterbrachte sie mit allerlei beigefügten Betrachtungen und Folgenmachereien dem Oberfeldherrn, in dessen Gefolg er war, und bei dem er viel galt. Olivier wurde zur Verantwortung gezogen, und hatte wegen seines Trumpfs, Pascha von drei Roßschweifen zu werden, vielen Verdruß. Manche nannten ihn seit der Zeit wohl den „Pascha."

6.

Er nahm es eben nicht übel; desto mehr aber, als sich unter den Hauptleuten seines Regiments die Sage verbreitete, er wäre von der allerniedrigsten Abkunft, u. habe sich im Städtchen seiner Heimath durch nichts bemerkbar gemacht, als daß er Ziegen gehütet hätte.

Olivier kam endlich auf die Quelle dieser Sagen. Sie rührten von Keinem, als dem Herrn von Asperlin her. In dem Augenblick, da er darüber Gewißheit empfing, beschloß er den Lästerer zu züchtigen. Angekommen in dessen Quartier, erfuhr er, Asperlin sei mit Urlaub in die Schweiz gereiset, aber erst am Morgen dahin aufgebrochen. Schnell machte er sich auf's Roß, ihn einzuholen. Der Weg, den Asperlin eingeschlagen hatte, war leicht erfahren. Olivier sparte die Spornen nicht.

Mittags erreichte er ein Städtlein. Vor dem Wirthshause sah er die Knechte und Rosse seines Feindes reisefertig und ihres Herrn gewärtig. Er sprang vom Gaul, gab seinen ihn begleitenden Dienern einige Aufträge, und so in's Hause. Man führte ihn in's Gastzimmer.

Da saß Herr von Asperlin wohlgemuth am Tische mit einem andern jungen Offizier, bei vollen Weinbechern. Beide sprachen Französisch. Asperlin war eben im Begriff, dem freundlich über Tisch die Hand zu reichen und Abschied zu nehmen, als Olivier eintrat.

Dieser, ohne sich um den Fremden zu bekümmern, ging in kürzester Richtung gegen Asperlin, begrüßte ihn mit dem lakonischen Gruße, der alles Vergangene und Nachfolgende erklären mußte: „Verleumder, Ehrendieb!"—hob die Hand, und versetzte seinem Landsmanne eine so gewaltige Maulschelle, daß dieser sammt dem Stuhl, auf dem er gesessen hatte, rücklings zu Boden fiel; den Tisch vor sich, mit den Beinen, hoch in die Luft hob, also, daß er, der Stuhl unter ihm, Tisch und Gastmahl über ihm, mit entsetzlichem Krachen zusammenstürzten. Das ganze Haus erdröhnte, als wäre Erdbeben oder Weltuntergang. Olivier, wie er den Ehrenmann unter den Trümmern aller seiner Freuden am Erdboden liegen sah, konnte sich des Lachens nicht erwehren. Wirthsleute, Knechte, Mägde liefen erschrocken zusammen. Asperlin entwickelte sich mühsam vom Tischtuch, Tisch und Speisewirrwarr; stand verblüfft auf, sah umher mit stieren Augen; erkannte den Olivier, von dem der zermalmende Streich gekommen war; rief: „Bösewicht, das zahlst du mir mit deinem Blute!" und ging eilig davon. Nach einiger Weile hörte man Pferdegetrappel auf der Gasse; Asperlin, in seinen Mantel gewickelt, ritt mit seinen Knechten von hinnen.

Olivier stand noch am Fenster, lachend, dem Gedemüthigten nachsehend, als der fremde Offizier ihm mit der Hand auf die Schulter schlug, und sagte: „Mein Herr, welches auch die Ursache Ihres tollen Betragens sei, oder welche Ursachen auch mein Freund haben mag, daß er Ihre Grobheit nicht auf der Stelle züchtigte: Sie haben mich in ihm beleidigt; er ist mein

Landsmann, mein Freund. Ich will ihm eine Arbeit ersparen. Kommen Sie mit mir vor's Thor."

„Warum nicht hier auf der Stelle?" rief Olivier, schickte die Wirthsleute mit dem Befehl hinweg, ihm in einem andern Zimmer eine gute Mahlzeit zu rüsten, verschloß hinter ihnen die Thür, zog den Säbel und erwartete seinen Mann.

Der Fremde stand schon bereit. Indem ihn Olivier betrachtete—einen schönern Mann hatte er sein Leben lang nicht gesehen — senkte Jener plötzlich den Degen und sagte mit scharfem, spähendem Blicke: „Mein Herr, damit ich auch meinen Gegner kenne, wie heißen Sie?"

„Olivier von La Sarraz."

„Teufel! dacht' ich's doch!" rief der Fremde: „Und ich bin Cugny!"

Die bloßen Säbel in den Fäusten, umarmten sich die entzückten Jünglinge mit einer Innigkeit, als wollten sie auf immer zusammenwachsen. Ihre Lippen riefen nur gegenseitig ihre Namen, oder hingen an einander, als möchte Jeder die Seele des Andern in sich saugen.

7.

Erst, wie sie mit den Bechern in der Hand bei Tische einander gegenüber saßen, betrachteten sie sich mit zärtlichem Wohlgefallen ruhiger. — Da war nun unter den beiden Jugendgespielen des Fragens viel her und hin. Einer bewunderte den Andern, wie er so gewachsen, so männlich und schön geworden. Nun wollte Jeder wissen, wie alt der Andere sei. Es war leicht zu berechnen. Es waren volle zehn Jahre, seit sie sich das letztemal am Steinbruche bei La Sarraz gesehen. So hatte Olivier ein Alter von sechsundzwanzig Jahren. Olivier mußte haarklein alle seine Abenteuer berichten; mußte erzählen, was er indessen vom väterlichen Hause vernommen, von allen Vorfällen in La Sarraz. Natürlich ward auch der kleinen Marketenderin Helena angelegentlich gedacht. Doch von dieser hatte Keiner erfahren, ob sie noch lebe, oder schon bei den lieben Engeln im Himmel sei.

Endlich erzählte auch Cugny, der nur immer fragen und hören wollte:

„Du weißt, Olivier, wie ich von La Sarraz meinem Vater entlief. Unterwegs, ich wußte selbst nicht, wohin ich wollte, war ich unbekümmert um mein Schicksal. Ich war ja ein starker Bursch; man sah mir meine vierzehn Jahre kaum an. An Leckerbissen war ich nicht gewöhnt. Was brauchte ich viel? Ich konnte mich schon durchschlagen. So war ich bei meinen paar Schillingen reich.

„Aber als ich mich — denn ich lief die ganze Nacht hindurch—im Mondschein hinsetzte, mein Brod zu verzehren, und ich dein Andenken, dein Messer, hervorzog, um das Brod zu schneiden, da weinte ich bitterlich. Denn nun erst warst du mir ganz gegenwärtig; nun erst fühlte ich, was du mir warst, und was ich verloren und verlassen hatte."

Bei diesen Worten zog Cugny das Taschenmesser mit der Perlenmutterschale hervor, hielt es seinem Freunde vor und sagte: „Siehst du, Olivier, es lebt noch!" — Olivier konnte sich nicht halten, sprang auf und küßte den Jüngling.

Cugny erzählte weiter: „Nun höre. Wie ich so da saß und weinte, dachte ich, wie du nun als ein vornehmer Herr zur Armee gingest, da sogleich Lieutenant würdest; ich nur als ein armer Bauernbube Troßjunge werden, höchstens zum Stallknecht oder zum gemeinen Soldaten vorrücken könnte. Das schmerzte mich. Ich machte allerlei Plane, reich zu werden, Geld zu verdienen, und mich dann, als Sohn von einem guten Hause, wohlgekleidet bei einem General zu melden. Ich träumte allerlei. Und aus den Träumen ward zuletzt doch etwas.

Ich kam nach Pontarlier. Hier nahm mich ein angesehener Mann in seinen Dienst. Weil ich ihm gefiel, zog er mich aus dem Stall und vom Holzspalten nach wenigen Wochen in sein Wohnzimmer. Da, besser gekleidet, spielte ich erst seinen Aufwärter, und als er zufällig meine Handschrift bemerkte, machte er mich ohne anderes zu seinem Schreiber und Rechner, weil er selbst, wie ich bald bemerkte, im Schreiben und Rechnen übel bestellt war. Ich empfing ein schönes Wochengeld. Frau und Kinder meines Herrn hatten mich lieb. Ich hätte sehr glücklich sein können. Und doch war ich es nicht. Die

Thaten des großen Conde ließen mich nicht schlafen. Man erzählte in Pontarlier nichts Anderes, als von seinen Siegen am Rhein. — Ich las mit Begier alle Zeitungen, alle Flugblätter, Geschichtbücher alt und neu. Mein Herr hatte deren viel.

„Früher, als ich's selbst beschlossen hatte, führte mich das Schicksal zur Armee. Ein Schlagfluß raubte meinem guten Herrn im Frühling 1645 das Leben. Die Wittwe verabschiedete mich mit einem ansehnlichen Geschenk. Nun schrieb ich meinem Vater noch einmal, erzählte ihm meine Glücksgeschichte, um ihn zu beruhigen; bat noch einmal wegen meiner Flucht um Verzeihung, und meldete ihm meinen Entschluß, fortan im Kriege mein Heil zu versuchen.

„Ich verließ Pontarlier, u. begab mich über Basel und den Rhein, Conde's Heer aufzusuchen. Als ich bei den Vorposten der Franzosen erschien, verlangte ich zum befehlshabenden Offizier geführt zu werden. Man brachte mich dahin. Es war der Marquis de Bellefonds.

„„Was gibt's, junger Mensch?" fragte dieser mit barscher Stimme. Ich sagte ihm ganz unbefangen, ich sei ein Schweizer, von guter Familie, habe von meinem Vater aber nichts geerbt, als Muth und Ehrgefühl, ich wünsche als Freiwilliger unter den siegreichen Fahnen des Prinzen von Conde zu dienen, und hoffe, durch mein Betragen sein Wohlwollen zu erwerben.

„Sei es, daß meine Jugend, oder die Art, wie ich alle Fragen des Marquis beantwortete, oder mein schwärmerisches Ungestüm, Kriegsmann zu werden, den Marquis rührte: genug, nach einer langen Unterredung behielt er mich bei sich, und versprach, mich zu versorgen. Ich empfing Degen und Kriegsrock, und in der Kriegsschreiberei Anstellung, als Freiwilliger.

„Es gab täglich Gefechte. Ich fehlte dabei nicht. Marquis de Bellefonds gewann mich lieb. Er brauchte mich viel. Ich mußte ihm überall folgen. Bald erfolgte die mörderische Schlacht bei Nördlingen, in welcher der baierische Feldherr Mercy selbst umkam. Da konnte ich mich, trotz meiner Jugend, meinem Gönner einmal zeigen. Als unsere Schaar im Begriff war, die Flucht zu nehmen, und der Kugelhagel mörderisch wüthete, der Fahnenträger sank, sprang ich vom Pferde. „Teufel, wohin?" — rief Bellefonds. „Zum Sieg oder Tod!" schrie ich, ergriff die Fahne und ging vorwärts. Einige beherzte Soldaten, die ihre Fahne nicht verlieren oder sich von einem Knaben nicht beschämen lassen wollten, folgten mir; diesen gingen mehrere nach, endlich eine ganze Compagnie, endlich links und rechts die Uebrigen. Und wir drangen durch.

„„Du bist ein braver Junge!" sagte der Marquis, als wir Feierabend hatten, und umarmte mich vor allen Soldaten. Ohne Zweifel hatte er dem Prinzen Conde von mir gesprochen; denn folgenden Tags ward ich zum Prinzen berufen. — Der Marquis und mehrere Obersten und Generale waren zugegen. Der Marquis stellte mich dem großen Helden vor. „Ah, sieh da!" rief der Prinz, indem er mich verwundert u. freundlich ansah: „Ist das der Freiwillige von Bellefonds? Er lobte mich und ernannte mich zum Offizier. — Man hieß mich seitdem nur den Freiwilligen von Bellefonds bei der Armee. Ich gab mir Mühe, dem Namen Ehre zu bringen, der mich ehrte.

„Nach dem Frieden in Deutschland diente mein Regiment in Flandern gegen die Spanier unter Turenne's Befehl. Ich hatte die Ehre, vom Marschall gekannt u. hervorgezogen zu sein, und wirklich habe ich jetzt eine Sendung von ihm an den Grafen Hatzfeld. Da hast du meine Geschichte."

8.

Beide reiseten mit einander in's Lager zurück. Eugny war beim Grafen Hatzfeld so glücklich, durch sein Fürwort dem wackern Olivier einen halbjährigen Urlaub zu erwirken, um seine Verwandten in La Sarraz nach zehnjähriger Trennung besuchen zu können.

„Ich eile zu meinem Marschall zurück," sagte Eugny, „und bitte ihn ebenfalls um Erlaubniß, auf einige Monate in die Schweiz zu gehen. Da wollen wir denn Himmelstage mit einander in der Heimath leben. — Da wollen wir Hütten bauen über dem Steinbruche; dir eine, mir eine, und der kleinen Marketenderin eine. Da wollen wir alle die alten süßen Erinnerun-

gen der Kindheit wieder lebendig werden lassen."

Man schied nun mit den frohesten Hoffnungen des baldigen Wiedersehens von einander.— Olivier packte ein, und begleitet von zween seiner Knechte reisete er durch Deutschland in die Schweiz. Wie schlug ihm das Herz, als er das Städtchen seiner Heimath vor sich am Berge daliegen sah! Es war ihm, als wäre er gestern erst aus demselben abgereiset. Aber je näher er kam, je veränderter fand er Vieles; freilich nur in Kleinigkeiten; und doch jeder ausgerissene Hag, jedes verschwundene, baufällige Gartenhäuschen, jedes neu errichtete Gebäude erregte seine Aufmerksamkeit und Verwunderung. Was ihm einst als Kind groß vorgekommen war, schien ihm jetzt klein, der himmelhohe Thurm niedriger, die breite Gasse viel enger, das väterliche Haus viel zusammengedrückter, als er es sich vorgestellt hatte.

Ich darf nicht sagen, welchen Jubel Oliviers Erscheinung im Hause der Aeltern, welches Aufsehen es im ganzen Städtchen gemacht habe. Jeder wollte den kleinen Olivier sehen, der nun so groß und kaiserlicher Hauptmnn geworden war.

Schon des andern Tages machte er die Runde bei allen Verwadten und Bekannten. Natürlich, die kleine Marketenderin und Nachbarin Helena ward nicht vergessen. Aber wie erstaunte er, als er im Zimmer bei ihren Aeltern stand, und sie hereintrat! Es ging ihm heiß vom Wirbel bis zur Sohle. Die Jungfrau nahte sich ihm errdthend. Eine frische, blühende Gestalt, von aller Anmuth der Jugend umflossen, mit ihrer flammenden, schönen Blicken fähig, Herzen von Eis zu schmelzen.— Olivier hatte kein Herz von Eis, aber geschmolzen war es doch. Er küßte schüchtern und zitternd ihre zarte Hand, und wußte nicht, was er stammeln sollte. Helena, weit unbefangener, musterte den alten Spielgenossen von oben bis unten, sagte ihm viel Verbindliches, und brachte ihn durch ihr vertrauliches Gespräch bald wieder zu sich selbst.

Von diesem Augenblick an entzündete sich in Olivier eine unbesiegbare Leidenschaft. Täglich besuchte er Helena's Aeltern, eigentlich nicht die Aeltern, sondern Helena zu sehen, deren immer gleiche rosenfarbene Laune, deren Muthwille ihn abwechselnd unter die Seligen des Paradieses, bald unter die Verdammten und in ihre Qualen versetzte. Denn das hübsche Mädchen schien Alles zu verstehen, nur kein Wort von Liebe. Sie war noch immer gegen ihn so traulich und harmlos, wie vor zehn Jahren bei den Geißheerden; aber mehr als damals, schien auch jetzt noch nicht das neunzehnjährige Mädchen zu fühlen. Ja, wenn Helena recht aufgeräumt war, fing sie ihn sogar an zu duzen; aber auch in dem Du lag nichts Bedeutsameres, sondern wohl gar etwas Komisches, das den armen Liebekranken peinigte.

So vergingen einige Wochen, einige Monate. Manches hübsche Mädchen von La Sarraz, Bevay und Lausanne lächelte den schönen, kriegerischen Jüngling bedeutsamer an, als Helena; ja, Olivier war sogar boshaft genug, Versuche anzustellen, ob er Helena nicht ein wenig eifersüchtig machen könne. Allein umsonst. Das unbefangene Mädchen blieb sich gleich, und neckte ihren Freund allenfalls mit seiner Liebschaft, die er gegen eine andere Schöne heucheln wollte. Dabei wußte sie ihren Seladon in so strenger Ehrfurcht zu halten, daß er es nur nie wagen mochte, ihr eine Silbe von seiner Leidenschaft zu sprechen. Aber seine Blicke, seine Aufmerksamkeit, seine Zerstreuungen sprachen.

Olivier fing an, sich seines Zustandes zu schämen. Er kämpfte mächtig mit sich selbst. Er that kleine Reisen in die Nachbarschaft. — Allein er fühlte wohl, so lange er im Zauberkreise der schönen Helena athmete, war für ihn keine Genesung zu erwarten.

Um diese Zeit erfuhr er durch das Gerücht, was man ihm im Hause von Helenens Aeltern verschwiegen hatte. Herr von Asperlin von Raron, der Helenen in Lausanne kennen gelernt und ihr den Hof gemacht hatte, war durch Erbschaft zu beträchtlichen Reichthümern gelangt, der Kriegsdienste satt, nun entschlossen, im Vaterlande zu bleiben, und hatte bei Helenens Aeltern förmlich um die Hand ihrer Tochter geworben. Die Aeltern fanden sich durch den Antrag sehr geehrt, hatten ihn genehmigt, Helena davon unterrichtet und ihre Einwilligung dazu verlangt. Helena aber, die auch ihr

Köpfchen hatte, lachte über Herrn von Asperlin und seinen Reichthum, wollte nicht Oberherrin von Bavois sein, u. setzte den Beschwörungen ihrer stolzen Mutter und dem Dräuen ihres gestrengen Vaters ihr festes, entscheidendes Nein entgegen.

Nun wußte wohl Olivier um Asperlins Bewerbung, aber nicht von Helenens Widerwillen gegen dieselbe. Er fiel auf den Gedanken, Asperlin sei sein beglückter Nebenbuhler, und er schwor ihm tausendmal den Tod. Wenn er es aber wohl recht vernünftig überlegte, fand er doch, mit dem Tode des Nebenbuhlers sei ihm am Ende auch wenig geholfen. Dieser quälende Gemüthszustand machte ihn ganz niedergeschlagen und traurig.

Helena bemerkte es, und gab sich alle Mühe, ihren Freund zu erheitern.

„Wie soll ich denn heiter sein, da ich unglücklich bin?" sagte er: „Ich liebe Sie, ich bete Sie an, Fräulein, und sie sind schon einem Andern versprochen. Sie sind die Braut des Herrn von Asperlin."

Helena lächelte unbefangen und erwiederte: „Ich bin Niemands Braut. Herr von Asperlin ist mir unausstehlich geworden, seit er um mich wirbt. Bleiben Sie mein Freund, aber beten Sie mich nicht an. Lieben Sie mich, aber verlangen Sie nichts, und werden Sie nicht gleich böse, wie ein kleines eigensinniges Kind, dem man nicht seinen Willen thut. — Ich habe ein Herz, das zur Freundschaft von jeher fähig war. — Aber das Lieben, und was man sich darunter denkt, halte ich für eine wahre Narrheit, die, wie ich es bei Andern gesehen habe, in wahre Tollheit ausarten kann. Ich hoffe, Sie sind ein vernünftiger Mann, lieber Olivier, und werden es bleiben. Wollen Sie sich vermählen? Gut, ich helfe Ihnen eine Frau suchen; aber mich verschonen Sie ja mit allen Zumuthungen und Anträgen.— Ich habe zum Ehestand einstweilen herzlich schlechte Lust. — Es ist gut, daß wir uns mit einander darüber erklären. Wir sprechen also nicht weiter darüber. Die Sache ist jetzt abgethan."

Dabei blieb es. Bei Helena war die Sache nun wirklich abgethan, aber nicht so geschwind bei Olivier und doch mußte er sich in sein Schicksal fügen. Zum Glück gab es bald für ihn Zerstreuungen, die ihm wohl thaten.

9.

Unerwartet—denn schon lange hatte Olivier vergebens gehofft—trat eines Tages sein Freund Cugny zu ihm herein.

„Aber es ist nur im Flug," sagte Cugny, „und meines Bleibens hier nicht lange. Urlaub erhalten konnte ich nicht, aber dafür erhielt ich einen Auftrag nach Mailand. Ich kann acht Tage in La Sarraz sein. Dafür bin ich bis hieher Tag und Nacht unterwegs gewesen.

Olivier war berauscht vor Freude. All sein Kummer verflog. Er stellte den Freund seinen Aeltern vor, der nun bei ihnen Wohnung nehmen mußte. Das ganze Städtchen sprach vom Glücke des ehemaligen Ziegenhirten. Wo er durch die Straßen ging, riß man die Fenster auf. „Wer hätte das je denken sollen!" rief jeder, der ihn sah. Seine stolze Haltung, das kühne Wesen, die feine Gewandtheit und die Anmuth seiner Gesichtszüge nahmen Jeden für ihn ein. Mit einer Art Furcht und einer Art Liebe blickte man ihm in die dunkeln, blitzenden Augen. Alles schien an ihm anders, als an Andern. Man mochte von seinen schwarzen Locken sprechen, die ihm über die Schläfe nieder fielen, oder von dem wunderlieblichen Zug um seine Lippen, oder von seiner Kriegstracht, oder auch nur, wie er den Degen trug, oder wie er grüßte — Alles war etwas Anderes, als bei Andern. Hätten die Frauen und Mädchen von La Sarraz damals schon Gedichte gelesen, sie würden geradezu gesagt haben: er sei ein Apollino im Gewande des Mars.

Cugny besuchte seine noch lebenden Verwandten der Reihe nach—der Vater war schon todt, und dann mußte ihn Olivier auch zu ihrer beiden ehemaligen Zeltkrämerin Helena führen.

„Es ist ein bildschönes Mädchen geworden!" sagte Olivier zu ihm, „aber kalt und spröde, wie Eis. Verwahre dein Herz!"

Helena hatte Cugny's Ankunft schon durch das Gerücht vernommen. Sie erinnerte sich noch ziemlich klar des hübschen Geißbuben, und fand das Gerede, wie schön er nun geworden, ganz natürlich. Als er aber an Oliviers Seite

zu ihren Aeltern in's Zimmer trat, schien sie wie von einem angenehmen Schrecken gelähmt.— Kaum die ersten allgemeinen Höflichkeiten konnte sie erwiedern. Eugny's Blick ruhte unter angenehmen Erinnerungen mit Wohlgefallen auf dem reizenden Bilde. Ihre Augen glänzten ihm von einem hellern Lichte, und wenn sie ein Wort zu ihm sprach, erglühten ihre Wangen, wie von einer fieberhaften Röthe. Zum Glück beobachtete das Niemand, als Eugny, der das für des hübschen Mädchens Art nahm, und während seines kurzen Aufenthaltes in La Sarraz fleißig wieder zu kommen versprach.

Das verstand sich von selbst unter Nachbarsleuten. — Wohin sollte man in der kleinen Stadt, ohne beständig auf einander zu treffen? Man gab sich also gegenseitige Mahlzeiten, machte mit einander gemeinschaftliche Spaziergänge und kleine Lustfahrten. Natürlich, die Gegenden, wo einst der Krieg mit den Ziegenheerden geführt worden war, blieben dabei nicht vergessen. Auch Helena machte diesen Gan zur Feier angenehmer Erinnerungen mit, jedoch fein ehrbar in Gesellschaft von Vettern, Muhmen und Basen.

Merkwürdig war, daß sich bei diesen Spaziergängen das alte Verhältniß gewöhnlich wiederholte, welches schon in den Kinderjahren stattgefunden. Wenn nämlich Olivier Helenen hinausführte, gerieth sie zuletzt durch eine Verkettung von Zufällen immer an Eugny's Arm. Wandelten die beiden aber beisammen, so vergaßen sie Olivier, Gesellschaft, Weg und Steg, und es war ihnen zu Muth, als gingen sie beide allein über den Erdball spazieren.

Schon als sie zum ersten Mal hinausgegangen waren, die Schlachtfelder der Kinderzeit zu betrachten, und im Gebüsche, sie wußten selbst nicht wohin, sich verloren hatten, sagte Eugny mit Innigkeit, indem er Helenens Hand an seine Brust drückte: „Ach, warum dürfen wir nicht mehr Kinder sein! Wissen Sie, Fräulein, wie glücklich wir damals auf diesen Stellen waren? Damals machte ich Sie immer zur Gefangenen. Nun hat sich Alles verkehrt. — Ich fühle, Sie machen mich zum Gefangenen."

„Wenn ich das könnte, Eugny," sagte Helena hoch erglühend, „so dürften Sie nicht gekommen sein, um sogleich wieder zu verschwinden."

„Vielleicht, schöne Helena, wäre es besser, ich wäre nie gekommen."

„Vielleicht, lieber Eugny? Nein, warum denn? Besser, Sie sind gekommen. — Man wohnt nur einmal unterm Himmel. Was liegt hintennach am Schmerz? Man zahlt keine Freude zu theuer?"

„Sie haben Recht. Für einen Augenblick wie dieser an ihrer Seite, gebe ich, was ich gelebt habe und noch leben werde. Ich wünschte, wenn ich von Ihnen scheide, der Tod nähme mich."

„Sie haben Unrecht, Eugny. Es ist Thorheit, den Schlaf lieber als das Wachen zu verlangen. Wer hindert mich, aus einem seligen Augenblick ein ganzes seliges Leben zu spinnen, indem ich nach Jahren, um keine andere Gegenwart bekümmert, immer nur mit dem Geiste in diesem einzigen Augenblicke wohne?"

„Das heiße doch nur träumen!"

„Wie man will. — Ich heiße mein Leben Traum, und meinen Traum Leben."

„Sie sind genügsamer, als ich. So kann es Ihnen gleichgültig sein, ob wir einander nahe oder hundert Meilen weit getrennt sind. Mir ist es nicht so. Und Ihnen?"

Helena blieb die Antwort schuldig. Eine Thräne blitzte in ihren schönen Augen; ein helles Roth glühte von ihren Wangen. Eugny schloß sie in seinen Arm. Ihre Seele flossen, wie zwei Flammen in einander.

Beide redeten noch so viel, was hier nur langweilig zu lesen sein würde, und trafen mit einander vertrauliche Abreden, ohne zu wissen, wie sie Wort halten könnten. Helena liebte mit Leidenschaft, die man furchtbar heißen darf, nicht weil sie aller Welt sichtbar auffloderte— nein, keine Seele ahnete von dem geheimen Bunde des Paars das Mindeste,—aber Helena, die einst der Liebe gespottet hatte, war bei der natürlichen Entschlossenheit und Unerschrockenheit ihres Gemüthes zu den verzweiflungsvollsten Maßregeln fähig.

Acht Tage waren bald vorbei. Eugny rüstete zur Abreise. Helena befahl ihm, noch acht Tage zuzugeben; dann wolle sie zufrieden sein. Eugny gehorchte ohne Widerstand der zauberi-

schen Gebieterin. Aber sie lohnte es ihm auch noch süß. Es wurde ewige Treue, Briefwechsel und dergleichen beschlossen. Alles, um sich über den Schmerz des Scheidens zu trösten.— Daß Eugny gelobte, in einem oder in zwei Jahren Jahren zu kommen, seine Braut zu fordern, oder wenn man sie verweigern würde, sie mit Gewalt wegzunehmen, versteht sich von selbst.

Die zweite Woche verstrich noch schneller, als die erste. — Eugny flog über die Alpen nach Italien.

10.

In La Sarrez war keinem Sterblichen beige fallen, daß sich zwischen beiden Leutchen so wunderschnell ein so inniges Verständniß entwickelt habe. Eugny und Helena waren in der letzten Stunde, nämlich vor Anderer Augen, ganz dieselben, wie in der ersten, geblieben.— Selbst Olivier hatte nicht den leisesten Argwohn. Vielmehr schien ihm Helena nach Eugny's Abreise sanfter, ja er hätte glauben mögen, zärtlicher als sonst. Er nahm es für aufkeimende Gefühle, deren sie sich ehemals gegen ihn unfähig gestellt hatte. Gewiß ist, daß sie lieber als sonst, seine Gesellschaft suchte, traulicher zu ihm redete; sei es, daß ihr, als Eugny's Busenfreund, nun eine heilige Person geworden war, oder daß es ihr Wollust war, nur viel von Eugny erzählen zu hören.

Helenens Aeltern bemerkten mit Unruhe diese engere Freundschaft, und hätten viel darum gegeben, Olivier wäre tausend Meilen weit von La Sarraz. Denn die Heirathsverhandlungen mit Herrn von Asperlin waren schon zu weit gediehen, und es war den guten Leuten Alles darum zu thun, ihre Tochter als Frau Oberherrin von Bavois verehrt zu sehen. Sie konnten sich daher nicht enthalten, dem Herrn von Asperlin mancherlei Besorgnisse zu äußern. — Eine Folge davon war, daß Asperlin sich selbst schnell nach La Sarraz aufmachte, wo er im Hause von Helenens Aeltern, als künftiger Schwiegersohn wohnte.

Die erste Zusammenkunft zwischen Olivier und Asperlin war, wie sich denken läßt. Die Herrn gingen mit kalter Höflichkeit um einander herum. Beide thaten, als hätten sie sich noch nie gekannt oder gesehen. Helena behandelte den ihr bestimmten Gemahl mit stolzer Kälte, und legte es darauf an, ihn durch jede Art von Beleidigung zurückzuschrecken. Alle Vorwürfe ihrer Aeltern fruchteten nichts. Aber auch Asperlin machte sich aus dem widerspenstigen Betragen des närrischen Mädchens nichts. Er sagte ohne Umstände: „Einmal Hochzeit gehalten, und der ganze Handel sieht anders." Die Aeltern waren ebenfalls der Meinung, und in ihrer Art so eigensinnig, wie es die Tochter auf andere Art war. Wie sehr auch Helena sich sträuben wollte, wie sie weinen, bitten, drohen mochte — die förmliche Verlobung mit Herrn Asperlin ward vollbracht, und Helena mußte sich gefallen lassen, als Braut des Oberherrn, die Glückwünsche des ganzen Städtchens anzunehmen.

Niemand litt dabei mehr, als Olivier. Er schwor, zu ihrer Rettung Alles aufzuopfern. Er fragte sie in seiner Verzweiflung sogar, ob er sie mit Gewalt befreien, und den elenden Asperlin, mit welchem er ohnehin noch einen alten Handel abzuthun habe, aus der Welt schaffen sollte? Sie antwortete ruhig: „Es ist nicht der Mühe werth. Das Glück hat Launen. Sie könnten sich verrechnen, und wider Erwarten das Loos ziehen, welches Sie ihm zudenken." — Olivier erstaunte über eine Antwort, die er am wenigsten erwartet hatte.

In der That hatte er Ursache zu erstaunen. Denn seit dem Verlobungstag war wirklich eine Veränderung mit dem Mädchen vorgegangen, die von Jedermann bemerkt und besonders von den Aeltern mit Wohlgefallen angesehen wurde. Zwar äußerte sich Helena als Braut gegen ihren Verlobten nicht gütiger als vorher; doch beobachtete sie gegen ihn eine gewisse Anständigkeit, die sie sonst vernachlässigt hatte.— Sie nahm, was sie sonst nie gethan, von ihm Geschenke an, die er ihr kostbar genug machte; und er pries sich glücklich genug, wenn er für das Opfer der theuersten Perlenschnüre und Diamantringe die Erlaubniß empfing, ihre Fingerspitzen zu küssen.

Auch von der bevorstehenden Hochzeit konte sie ohne Empörung reden hören; nur verlangte sie noch Aufschub von einer Woche zur andern, wogegen der Bräutigam selbst wenig einzuwenden

hatte, weil in seinem Schlosse noch nicht alle Vorbereitungen zum Empfang der Gemahlin vollendet waren. Er unterhielt sie viel von seinen neuen Einrichtungen im Schlosse, fragte um ihre Meinung, horchte auf ihre Wünsche, und verhieß, sie mit mehr, als sie selbst bescheiden wünschte, zu überraschen.

Olivier verwünschte im Herzen alle Weiber. Denn nie hätte er geglaubt, daß ein Mädchen von Helenens fester und stolzer Denkart so schnell den Sinn ändern könne. La Sarraz hatte jetzt keinen Reiz mehr für ihn. Nur den Bitten seiner Aeltern zu Gefallen, blieb er noch; lieber wäre er zu seinem Regiment zurückgekehrt. Er besuchte Helenens Haus immer seltener; denn mit freundlichen Blicken ward er ohnedem nicht empfangen, und Helenens Blicke, die so freundlich jetzt wie jemals waren, machten ihm deswegen mehr Unmuth, als Freude.

11.

Um so überraschender war es ihm, als ihn Helena eines Tages auf die Seite zog und sagte: „Mit dem Schlage neun Uhr diesen Abend kommen Sie in das Gärtchen hinter dem Hause. Fehlen Sie nicht!"

Wie bitterböse er auch auf Helena sein mochte, fehlte er doch nicht. Um neun Uhr, da Alles dunkel war, stieg er über den Zaun und stand er im Gärtchen. Asperlin's Braut kam einen Augenblick später. Sie führte ihn in eine Gartenlaube, und schloß seine Hand in die ihrige und sagte: „Lieber Olivier, Sie haben mehrmals geschworen, für mein Glück Alles zu opfern."

—Ich bin Mann von Wort.

„Sie wollen?"

—Ja. Stellen Sie mich auf die Probe. — Ich springe in den Tod, wenn Sie wollen.

„Gut. So erklär' ich Ihnen, daß ich Asperlin's Gemahlin nicht werde."

— Ist's möglich? Warum gaben Sie die Verlobung zu?

„Lassen Sie das für den Augenblick gut sein. Hören Sie. Meine Aeltern opfern mich ohne Erbarmen den Reichthümern des Herrn von Bavois auf. Ich habe keine Aeltern mehr. Ich stehe allein. Die angedrohte Vermählung ist unaufschieblich. Morgen verlasse ich heimlich dies Haus und La Sarraz. Ich habe in Frankreich Verwandte. Wollen Sie mich begleiten? Meine besten Sachen sind schon seit acht Tagen voraus."

Olivier erschrack; aber ohne Bedenken sprach er sein Ja.

Da fühlte er sich von Helenens Arm umfangen, und ihre Lippen im heißen Kusse auf seinen Lippen. Er war berauscht. Was hätte er für diesen Kuß nicht gewagt! Die ganze, so lange und mühselig unterdrückte Gluth seiner Leidenschaft schlug ungestüm in heller Flamme auf. — Helena aber drängte ihn sanft zurück und sprach: „Schicken Sie Ihre Knechte noch diese Nacht auf dem Wege nach Jougne voraus. Morgen um zehn Uhr Nachts erwarten Sie mich am Kreuzwege vor dem oberen Thor; sorgen Sie für ein Pferd für mich, das sicher geht."

Er wollte antworten, aber Helena war mit dem letzten Worte fortgeflogen.

Olivier ging stolz über den Zaun zurück, und vollzog die unerwarteten Befehle seiner schönen Gebieterin; schickte die Knechte in aller Stille voraus; packte seine Sachen; schickte einen Abschiedsbrief an seine Aeltern, worin er ihnen sagte, daß er sich und ihnen durch plötzliche Abreise den Schmerz des mündlichen Lebewohls ersparen wollte, und ließ folgenden Tages den Brief zurück, als er Nachmittags fortritt, unter dem Vorwande, einen Freund in Lausanne auf einige Tage besuchen zu wollen.

Weit aber ritt er nicht, sondern bis zu einem Waldhause, wo einer seiner Knechte mit einem Handpferde für Helena auf ihn wartete. Mit dem Schlage zehn Uhr des Nachts war er wieder vor dem Thor von La Sarraz. Bald darauf erschien Helena. Sie war als Knabe gekleidet, einem jungen Reitknecht sehr ähnlich, in einen Mantel gehüllt. Olivier hob sie auf's Roß. Man trabte davon. In der Morgenfrühe fand man die vorausgeschickten Knechte mit wohlgeruhten Pferden am bestimmten Orte. Olivier und Helena bestiegen die frischen Rosse u. setzten ihren Weg eilfertig fort. Erst gegen Abend ward in einem Flecken Halt gemacht in einem engen Gebirgsthale. Gern wäre Olivier noch bis zum nächsten Städtchen mit seiner Geliebten gezogen, um ihr bequemere

Herberge zu schaffen. Allein Helena schwor, sie sei so ermüdet, daß sie, noch einen Schritt weiter, den Geist aufgeben müsse.

Es war ihr wohl zu glauben. Sie ließ sich in das Wirthshaus mehr tragen, als führen. Zufrieden mit einem kärglichen Nachtessen, verlangte sie sogleich ein eigenes Zimmer und Nachtlager. Man beschloß, mit Tagesanbruch die Reise fortzusetzen. Helena schloß ihren Befreier dankbar noch einmal in ihre Arme, und begab sich in das ihr bestimmte Gemach.

Olivier, von zwei schlaflosen Nächten und dem langen Ritt nicht minder ermüdet, warf sich in seinen Kleidern auf's Bett, nachdem er Degen und Pistolen vorher auf jeden Fall bereit gelegt hatte. Den Wirthsleuten befahl er, ihn zeitig zu wecken. Er sank in einen festen, erquickenden Schlaf.

Des Morgens, da der Tag zu grauen begann, ward er geweckt. Er sprang fröhlich auf, gebot die Pferde vorzuführen, und begab sich selbst in Helenens Gemach, die holde Schläferin zu wecken. Die Thür war verschlossen. Er pochte leise an, er pochte lauter. Es kam keine Antwort. Ihm ward bange. Er rief und pochte umsonst. Die Wirthsleute besorgten, dem jungen Herrn möchte Unfall begegnet sein. Olivier selbst ward von nicht ungerechter Furcht ergriffen, das Fräulein könne von den Wirkungen der unmäßigen Anstrengung des vorigen Tages Schaden genommen haben. Er sprengte in unbeschreiblicher Angst die Thür, und sah mit noch unbeschreiblicherm Erstaunen das Zimmer leer. Er sah das Bett, auf welchem Helena vermuthlich in Kleidern geruht hatte. Wohin sie gekommen sei, war nicht zu enträthseln. Aber ein Fenster stand halb offen. Es war nicht zu bezweifeln, das arme Mädchen war geraubt.— Asperlin mußte die Spur der Flüchtlinge entdeckt haben.

Inzwischen versicherten der Wirth, dessen Weib, alle Knechte und Mägde, es habe in der ganzen Nacht Todtenstille im Hause geherrscht; es sei kein Fremder gekommen, nicht einmal ein Roß oder ein Wagen vorbeigegangen. Man durchsuchte noch einmal das ganze Haus, alle Plätze vor und hinter dem Hause, um eine Spur von der Verschwundenen zu entdecken— Alles fruchtlos.

Olivier kam fast von Sinnen. Gestohlen war sie, und von keinem andern, als dem feigen Asperlin, der das arme Mädchen vielleicht im Schlaf überfallen, geknebelt, mit seinen Helfershelfern zum Fenster hinaus und auf ein bereit gehaltenes Pferd geworfen hatte, um kein Geräusch zu machen, und nicht ihren Beschützer zu wecken. Jach befahl Olivier seinen Knechten, aufzusatteln. So sprengte er mit ihnen den Weg nach La Sarraz zurück, fest entschlossen, das Leben daran zu setzen, um Helenen zu befreien.

Unterwegs ward Jeder ausgefragt. Er hörte von Reisenden aller Gattung Nachricht, ohne bestimmt von denen zu erfahren, die er suchte. Der Tag endete, und er hatte noch nicht die Räuster Helenens, ja selbst noch nicht einmal Spuren von ihnen gefunden.

12.

Darum blieb er im Vorsatze fest, folgenden Tages nach La Sarraz zu gehen. Mit erster Morgendämmerung machte er sich wieder auf. Kaum war er einige Stunden geritten, als er Pferdegetrappel seitswärts hörte. Aus einem Nebenwege sprengten Reiter gegen ihn. Der Vorderste donnerte ihm, den Säbel in der Faust, Halt! zu. Es war der Herr von Asperlin.

„Ehrenräuber! Jungfrauenräuber! Gut, daß ich dich habe!" schrie Asperlin: „Herab vom Gaul! Ich fordere Rache, du Schändlicher; du sollst die Entführung meiner Braut mit Blut zahlen, verruchter Pascha!„

Mit den Worten sprang Asperlin vom Pferde; seine Leute, alle bewaffnet, umringten Oliviers Knechte und versicherten sich derselben. Olivier, mit einem Sprung vom Pferde, fuhr, ohne ein Wort zu verlieren, mit der Klinge seinem Gegner auf den Leib. Das Gefecht beider war von kurzer Dauer. Asperlin fiel tödtlich verwundet; seine Leute sprangen voll Schreckens herbei. Olivier kniete neben dem Sterbenden nieder, und sagte: „Unglücklicher, der Pascha hat dir den längstverdienten Lohn gegeben. — Warum verfolgst du mich von jeher? Bekenne, wohin hast du Helena gethan, und scheide nicht mit einer Lüge aus der Welt!"

—„Bösewicht!" rief Asperlin, „mein Blut komme über dich! du hast Helena geraubt. —

Gib das Kind seinen Aeltern zurück, oder du stirbst unter Henkershänden."

„Lüge nicht in der letzten Stunde!" erwiederte Olivier: "Sage mir, wo ist Helena?"

—„Das weißt du besser, als ich. He, Leute, kommt mir zu Hilfe!"

Olivier fragte Asperlin's Begleiter Mann um Mann. — Jeder sagte, sie wären mit ihrem Herrn aus, das Fräulein zu suchen: man habe Olivier im Verdacht, daß er sie entführt habe.

Nun sah er wohl, daß Asperlin an Helenens Wiederentführung unschuldig sei. Er warf sich auf's Roß, winkte seinen Knechten, und jagte davon, den Weg zurück, den er gekommen. — Abends erreichte er das Wirthshaus wieder, wo er die Geliebte verloren hatte. Da wußte noch immer Niemand, wohin das Fräulein gerathen sei. Man hatte die sorgfältigsten Nachfragen und Forschungen angestellt. Im ganzen Flecken war die Geschichte bekannt geworden, und Jedermann im Ort hatte, aus eigener Neugier getrieben, gespäht, gesucht, einander ausgefragt.

Die Sache blieb dem armen Olivier unerklärlich, und Helena für ihn verloren. Seines Bleibens war nach allem Vorgefallenen nun in dieser Gegend nicht länger mehr. Er mußte in Eile die Schweiz verlassen, weil er voraussah, daß nach seiner Entführung Helenens, und Erlegung des Herrn von Bavois im Zweikampf, alle Gerichte und Obrigkeiten würden auf ihn Jagd machen lassen. Er schied daher schon früh Morgens aus dem Unglückshause, eilte über den Rhein hinaus nach Deutschland, und reisete zu seinem Regiment zurück.

13.

Alles, was Olivier während der Abwesenheit vom Regiment erlebt hatte, kam ihm, als er nun wieder in das ewige Einerlei die Kriegsdienstes der Besatzungen eingetreten war, wie Traum vor. Es schwand auch wie Traum, besonders da Jahre und Taze vorübergingen, ohne daß er durch Freunde in seiner Heimath, denen er anfangs oft genug schrieb, weitere Aufschlüsse über das räthselhafte Schicksal Helenens empfing. Er hatte das Mädchen wirklich leidenschaftlich geliebt, und dachte auch nach Jahren noch nicht ohne innere Bewegung an dasselbe. Doch der Jüngling reifte unter der Zeit zum Mann, und da sieht man denn die Schwärmereien des Jünglings mit anderen Augen an. Inzwischen war doch eine Wirkung jener Tage die geblieben, daß er kein Mädchen in der Welt mehr so schön, so liebenswürdig fand, wie Helena gewesen.

Er, besonders da nach einigen Jahren seine Aeltern gestorben waren, dachte wenig mehr nach La Sarraz zurück. An Heimweh war, wegen Asperlin's und Helenens Verwandten und ihrer unverloschenen Rache, nicht zu denken. Also war der Entschluß leicht genommen, zeitlebens Kriegsmann, und als solcher auch Hagestolz zu bleiben.

So verstrichen zehn Jahre, ohne alle Merkwürdigkeit für unsere Leser, vielleicht auch für Olivier, und er blieb dem Entschlusse ehrlich getreu. Zwar lächelte ihn wohl manche Schöne bedeutsam genug an, denn er war auch in seinem sechsunddreißigsten Jahre ein schöner Mann, der wohl ein zartes Herz rühren konnte. Allein nun gab er den Gedanken an irgend eine Liebschaft oder Vermählung gänzlich auf. Er weihte sich ganz dem Kriegsdienste, und das Angenehmste, was ihm widerfahren konnte, war Ankündigung eines neuen Feldzuges.

Daran ließen es die Unruhen Siebenbürgens und Ungarns, und die Vergrößerungssucht der Türken nicht fehlen. Kaiser Leopold hatte beständig Händel mit diesen. Im Jahr 1663 fiel der tapfere und kluge Großwessir Achmet Kinperli an der Spitze von hundert und vierzigtausend Mann in Ungarn ein. Die ungarischen Stände, unzufrieden mit der österreichischen Regierung, leisteten schwache Gegenwehr. Ihr Aufgebot betrug kaum zwanzigtausend Mann, und stärker war auch das kaiserliche Heer nicht, welches Kaiser Leopold, unter Anführung des trefflichen Feldherrn Montecuculi, damit vereinigen konnte. — Kein Wunder, daß Türken und Tartaren bis Preßburg und Mähren drangen, und bei vierzigtausend Mann Christen in die Sklaverei schleppten. Der Kaiser, in großer Noth, rief das deutsche Reich, rief den Pabst, rief Frankreich zu Hilfe. Sie ward ihm aber nur sehr mäßig. — Von Frankreich kamen nur sechstausend Mann; was das deutsche Reich mitbrachte, betrug kaum fünfzigtausend.

Olivier hatte sich bei vielen Gelegenheiten während des ersten Feldzuges in diesem Kriege rühmlich ausgezeichnet. Bei einem Gefechte fehlte wenig, er wäre in türkische Gefangenschaft gerathen. Doch hieben ihn seine Soldaten frei; er kam mit einer schweren Wunde davon, deretwillen er zurückgeschickt wurde.

14.

Seine Genesung war nach einigen Monaten vollendet, und er wieder bereit, auf seinen Posten zu gehen, als ihn das unerwarteste Abenteuer länger in Wien festhielt. Er hörte eines Tages auf der Straße Trompeten, und trat an's Fenster. Ein französisches Regiment zog durch. Ihm schwanden fast die Sinne, als er in der Nähe des französischen Generals einen Offizier reiten sah, der kein Anderer als Eugny sein konnte.

„Eugny! Eugny!" schrie er, und breitete seine Arme nach der Straße aus.

Der Offizier sah hinauf zu ihm, schien bestürzt, lächelte, grüßte mit dem Degen und ritt vorbei, sah sich mehrmals um und winkte.

Olivier eilte dem Regimente nach. Er erreichte den Offizier. Es war in der That Eugny. Hand in Hand begleitete er den Freund, bis das Regiment hielt und in die Quartiers entlassen war. Oliviers und Eugny's Freude war grenzenlos. — Inzwischen blieben noch Dienstsachen abzuthun. Man schied auf baldiges Wiedersehen. Olivier rüstete ein Freudenmahl in seiner Wohnung.

Gegen Abend ward gepocht. Helena trat in Oliviers Zimmer; Eugny folgte ihr. Olivier stand sprachlos da. Eugny und Helena umarmten ihn abwechselnd.

„Wie kommen Sie nach Wien?" fragte er endlich Helenen.

„Mit meinem Manne," antwortete sie: „soll ich ihn verlassen?"

„Ihr beide seid vermählt?" rief Olivier außer sich.

„Seit zehn Jahren. Wissen Sie das nicht? Haben Sie denn keinen meiner Briefe erhalten?" fragte Helena entgegen.

„Keine Silbe. Aber ihr beide vermählt? Wie ist das möglich? Ich glaube, daß ich träume."

„Und wir," sagte Helena, „wir glaubten, weil Sie uns keiner Antwort würdigten, Sie wären voll unversöhnlichen Zorns gegen uns und besonders gegen mich. Also, lieber Olivier, Sie wissen gar nichts? So muß ich, was ich mit Thränen schriftlich vergebens gethan, noch einmal thun, mündlich, und um Ihre Verzeihung bitten. Nicht so, lieber Freund, Sie verzeihen wir?"—Mit diesen Worten schloß ihn das reizende Weib in ihre Arme und küßte ihn herzlich.

Wer hätte da nicht gern auch Todsünden vergeben? Nur wußte Olivier nicht, was er zu verzeihen hatte. Doch nachdem die ersten Fragen, Antworten, Umarmungen u. Aufwallungen vorüber waren, und man ruhiger beisammensaß, klärte sich Alles auf. Helena erzählte ihre Geschichte ungefähr folgendermaßen.

„Sie erinnern sich, guter Olivier, meines Verhältnisses im väterlichen Hause zu La Sarraz. Ich gestehe es, Sie waren mir lieb, recht lieb, wie Sie es mir noch heute sind. Aber ich glaubte an keine Leidenschaft. Indessen ward ich bestraft. Wie mein Mann hier, der Wildfang, erschien, wußte ich, was Leidenschaft und Liebe war. Ich kann nun nicht sagen, wie es kam, daß ich binnen wenigen Tagen und Stunden vertrauter gegen ihn geworden bin, als ich es vorher gegen Männer und Frauenzimmer in Jahren nicht werden konnte. Er erfuhr mein trauriges Verhältniß. Er schlug mir Flucht vor. In meiner verzweifelten Lage, und da ich fühlte, ohne Eugny nicht leben zu können, willigte ich in Alles. Was nöthig war, wurde verabredet. Er ging nach Mailand. Wir schrieben uns einander heimlich. Ich machte meine Aeltern, meinen Bräutigam sicher, und schickte meine Kostbarkeiten nach Basel voran, sobald mir Eugny seine Rückkunft meldete. Tag u. Stunde und Ort wurden bestimmt, wo wir zusammentreffen wollten. Ich vertraute mich Ihnen. Ich entkam glücklich.

„Weil ich gewiß wußte, daß Eugny meiner schon in der Nähe wartete, drang ich darauf, wenn Sie sich dessen erinnern, im elenden Wirthshause zu bleiben, wo wir übernachteten. Kaum glaubte ich, daß Alles schlafe, machte ich mich auf, und ging, so müde ich war, zum Flecken hinaus, die Straße nach dem Städtchen,

wohin Sie mich noch an demselben Abend hatte bringen wollen. Aber ich wußte, daß Eugny schon dort war, daß er von dort her mir um Mitternacht entgegen gehen wolle. In der That, ich war noch keine Viertelstunde gegangen, traf ich auf ihn. Sein leichter Wagen stand am Eingange eines Gehölzes. — Ich war unbeschreiblich glücklich. Wir fuhren davon. Kein Hinderniß, kein Verrath traf uns. Er brachte mich nach Brüssel. Dort ward ich sein Weib. Und mein Erstes war, Ihnen alles zu schreiben, und mir ihre Verzeihung zu erflehen, da ich Ihre Großmuth so gewaltsam mißbraucht hatte. Wir erhielten aber nie Antwort."

So ungefähr erzählte Helena. Und Eugny setzte hinzu: „Du warst binnen den seligen zehn Jahren, die wir gelebt hatten, glaub' es, unser tägliches Gespräch. Sieh', in der Hoffnung, wenn du noch am Leben wärest, dich zu finden, oder wenigstens eine Nachricht von dir, war mein nächster Wunsch, mit den Hilfsvölkern, die unser König deinem Kaiser schicken sollte, nach Ungarn zu gehen. Es gelang mir durch Empfehlungen, in Coligni's Corps versetzt zu werden. Das Glück ist mir holder gewesen, als ich hoffen konnte. Wir haben dich nun! Du wirst uns verzeihen." „Sieh'," fuhr Eugny fort, u. zog das Messer mit der Perlmutterschale hervor, „sieh', Olivier, das alte Messer lebt noch. Es hat unsere Freundschaft noch nicht zerschnitten."

Olivier drückte den Freund mit Innigkeit an sein Herz und sagte lachelnd: „Ich hätte es doch wohl denken sollen, wie die Sachen zusammenhängen! Hast du mir nicht meine ungetreue Helena schon immer als Knabe bei den Geißheerden weggekapert? Ich zürne dem schönen Paris nicht, und will darum kein Ilion zerstören.

15.

Drei Wochen lang lebten die glücklichen Freunde in Wien beisammen. Jeder Tag war ihnen ein Fest. In Olivier regte sich zuweilen zwar die alte Gluth der ersten Leidenschaft für Helena noch unter der Asche; aber er besiegte sie männlich. Die Liebe ging in eine zärtliche Freundschaft über. Helena war ohne Schwäche, Eugny ohne Eifersucht.

Eugny's Regiment brach nach Ungarn auf. Er ließ seine Gemahlin in der Sicherheit der Hauptstadt zurück, mit der Hoffnung, sie nach Beendigung des Feldzuges, während des Winters, zu sich zu rufen. Olivier mußte wenige Tage nach ihm zu seinem Regiment. Er verließ Wien nicht, bis er seine schöne Freundin vollkommen versorgt wußte.

Ich mag weder den Schmerz der glücklichen Menschen bei ihrer Trennung, noch den Feldzug in Ungarn beschreiben. Es ist bekannt, daß der Großwessir Achmet Kinperli gegen den Raabstrom vordrang; daß sich der kaiserliche Feldherr Montecuculi ihm bei dem Flecken St. Gotthard entgegenlagerte; daß es hier endlich am 1. August 1664 zur entscheidenden Schlacht kam, in welcher die Christen einen vollkommenen Sieg über die Verehrer Muhameds erfochten.

In dieser Schlacht focht auch Olivier mit gewohntem Heldenmuth. Die Türken leisteten mörderischen Widerstand. Links und rechts fielen die Tapfersten von Olivier's Waffengenossen; er aber drang vor mit denen, die ihm blieben, und hatte bei der Ehre, zu dem großen Siege reichlich mitgewirkt zu haben, indem er, als ältester Hauptmann, die Trümmer seines Regiments befehligte, das Glück, vom Oberfeldherrn selbst bemerkt zu werden. Montecuculi ernannte ihn auf dem Schlachtfelde noch zum Major.

Die Siegesfreude, wie das Vergnügen, welches ihm seine Beförderung gewährte, ward aber nach einigen Tagen schrecklich verbittert. Bekümmert um das Schicksal seines Freundes, der ebenfalls in der Schlacht bei St. Gotthard mitgestritten, erkundigte er sich nach dem Zustande der französischen Regimenter. Er empfing die Anzeige von dem Tode des Kapitäns Eugny. Mit Thränen las er den theuren Namen bald darauf im Verzeichnisse der Gebliebenen. Eugny, durch sein Ungestüm hingerissen, hatte sich an der Spitze eines Geschwaders zu weit vorgewagt. Er ward von einer ungeheuren Uebermacht umzingelt. Als er sich abgeschnitten sah, hatte er den Seinigen befohlen, sich den Rückzug mit dem Säbel in der Faust zu bahnen. Er war vorangegangen.— Es entstand ein gräßliches Gemetzel. — Nur zehn oder zwölf Mann kamen, mit Wunden bedeckt, zum Regiment. Alle Uebrigen, unter

ihnen auch Cugny, waren niedergehauen worden. Man fand nachher seinen Leichnam unter einem Haufen erschlagener Janitscharen ganz entstellt, zertreten und zerfetzt.

So hatte der wackere Cugny geendet. Olivier war von unbeschreiblichem Schmerze zerrissen. Er verfiel in wahre Schwermuth. Er wünschte und suchte von nun an den Tod. In allen nachfolgenden Gefechten stürzte er sich, mit mehr als Unerschrockenheit, sondern mit verzweiflungsvollem Leichtsinn, in die augenscheinlichsten Gefahren.—Er fand den Tod nicht.

Der Feldzug endete zu früh für ihn. Der kaiserliche Hof, ungeachtet des glänzenden Sieges bei St. Gotthard, erneuerte mit der Pforte auf zwanzig Jahre den Waffenstillstand.— Die Regimenter rückten in ihre Besatzungen.— Olivier kam nach Neuhäusel.

Er hatte lange nicht den Muth, oder die Macht über seinen eigenen Schmerz gehabt, Helenen das Schicksal Cugny's zu melden. Er that es endlich, als der Friede, oder vielmehr der Waffenstillstand, verkündet ward. Helenens Antwort erneuerte seine Schwermuth. — Sie hatte den Tod ihres Mannes schon, bald nach der Schlacht, durch ein Schreiben seines ehemaligen Feldherrn Coligni, der ihn sehr geliebt, erfahren. Sie war vom Schmerz und Schreck erkrankt, nun auf dem Wege der Genesung. Sie wünschte Olivier zu sprechen, da ihre Lage nach dem Tode Cugny's allerdings betrübt war, weil sie, obwohl nicht ohne Vermögen, doch einsam, ohne Verwandte und Freund, in der Fremde sich befand.

16.

Sobald er Urlaub erhalten, begab sich Olivier nach Wien. Die schöne Wittwe empfing den Freund ihres Mannes mit verjüngter Heftigkeit des Schmerzes. Es ward beschlossen, Frau von Cugny sollte die Erbschaft ihres Mannes, so wie ihr eigenes Vermögen, zu Brüssel in Empfang nehmen, und dann sich in die österreichischen Staaten zu ihrem und ihres Mannes treuen Freund begeben.

Sie reisete ab. Die Zerstreuung war ihrem Gemüthe wohlthätig. Es verstrich mehr als ein Jahr, ehe sie die Geschäfte in den Niederlanden abgethan hatte. Unterdessen war der Briefwechsel zwischen ihr und Olivier desto lebhafter. Olivier war noch immer der Alte; das heißt, er konnte sein Herz nicht verwandeln. — Die ehemalige kleine Zeltkrämerin,—die aufgeblühte Jungfrau, die ihn nur Freund nennen wollte,—die reizende Frau von dreißig Jahren im Wittwenschleier — waren eine so schön, so liebenswürdig für ihn, als die andere. — Er schwor zwar in seinen Briefen, er liebe sie nicht mehr, er sei über alle Leidenschaft und jugendliche Aufbrauserei himmelhoch erhaben; aber die Briefe waren Feuer und Flamme der Freundschaft, die jeder Andere für Liebesflammen erklärt hätte.

Frau von Cugny kam endlich aus den Niederlanden zurück. Sie hatte ihren Freund nicht mehr in Ungarn zu suchen; er war in Wien angestellt. Bis Linz eilte er der Kommenden entgegen.

Die ersten Begrüßungen und Umarmungen waren zärtlich-ungestümer, als sich beide vorgenommen hatten, daß sie sein sollten. Helena zerfloß an seiner Brust in Thränen. „Ich stehe so allein in Gottes weiter Welt," sagte sie, „so verwaiset. Ich habe Niemanden mehr, als Sie, lieber Major. — So gehöre ich Ihnen ganz."

„Und wem gehöre ich an?" erwiederte er: „Ich bin ohne Verwandte, ohne Freund. Es ist ja wohl des Himmels freundschaftlichste Gunst, daß er mir wieder die Gespielin meiner Kindheit zuführt."

In Wien hatte Olivier schon für die schöne Wittwe die bequemste und angenehmste Wohnung ausgewählt, ganz in seiner Nähe. Helena wußte ihm für seine Aufmerksamkeit nicht Dank genug zu sagen. Beide wurden wieder glücklicher, als sie es lange gewesen. Beide wurden sich zum Bedürfniß: aber beide blieben noch in dem unveränderten Verhältnisse, wie es zwischen ihren Herzen von jeher geherrscht hatte. Das war zuletzt nicht nach Oliviers Sinn. „Gehört mir allein in der Welt dein Herz, Helena," sagte er,—„und wem gehört es sonst? so gib mir auch deine Hand. Wozu die Scheidewand für zwei Menschen, die sonst im Leben keinen mehr haben, als sich?"

„Ich wollte, Olivier," sagte Helene, „Sie begehrten es nicht von mir. Aber kann Sie das glücklicher machen, so bin ich schuldig, es nicht zu verweigern. Ich habe kein Recht, Ihnen das Kleinste und Größte abzuschlagen."

Dies Jawort hätte freilich auf annehmlichere Weise gegeben werden können; aber Olivier versöhnte sich mit den herben Worten von so schönen Lippen.

So ward Helena Olivier's Gemahlin. Sie waren das liebenswürdigste, das stillglücklichste Paar. Im Umgang mit wenigen, aber edelsinnigen Freunden verfloß ihr Leben in selten gestörter Heiterkeit.

Nachdem ihre Ehe neunzehn Jahre gedauert hatte, starb Helena. Viel trug, zur Verschlimmerung ihrer begonnenen Kränklichkeit, Schrecken und Noth während der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 bei. Ihren Tod glaubte der treue Olivier nicht überleben zu können; er suchte muthwillig auch den seinigen bei jedem Ausfall gegen die Türken, ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Die kaiserlichen Soldaten glaubten zuletzt, er verstehe etwas von der schwarzen Kunst; er könne sich stich-, hieb- und kugelfest machen. Denn wenn rings umher Alles unter dem feindlichen Geschosse zusammenstürzte, stand er unversehrt.

Wien ward endlich durch den Heldengeist des Polenkönigs Johannes Sobiesky von der Gewalt der Osmanli gerettet. Die Türken flohen nach Ungarn zurück und weiter. — Aber die Festungen dieses Landes waren in ihrer Gewalt geblieben, selbst, und lange schon, die alte Hauptstadt der Madscharen auf der Höhe an der Donau, Ofen, oder, wie es die Ungarn heißen, Buda. Diese Stadt betrachteten die Türken als ihre Vormauer gegen die Christenheit der Abendländer. Deswegen hatten sie hieher den Kern ihrer Tapfersten gelegt, und dem Apti Pascha, dem kühnsten, einsichtsvollsten und glücklichsten der ottomannischen Feldherren, den Oberbefehl über die ungarische Veste gegeben.

Dieser Apti, welcher bald für den guten Olivier wichtiger wurde, als man glauben sollte, hatte schon, ehe er Pascha war, als Aga nicht wenig dazu beigetragen, daß die Türken die Insel Candia im Jahr 1660 eroberten, wie tapfer sie auch von den Christen vertheidigt war. Als Seraskier war's eben dieser kühne und kluge Apti wieder, welcher in Polen die Festung Kaminiek im Jahr 1672 eroberte. Der Großsultan machte ihn dafür zum Pascha von Bender. Als der Großwessir Kara Mustapha im Jahr 1683 vor Wien geschlagen worden, und bei seinem Heere Alles in größter Unordnung war, stellte Apti die Zuversicht der Osmanen unter den Mauern von Buda wieder her. Apti Pascha wurde sogleich zum Befehlshaber der Festung selbst gemacht, da der vorige an seinen Wunden den Geist aufgegeben hatte.

17.

Man schlug sich im Ungarlande ein paar Jahre lang vergebens herum. Buda schien durchaus uneroberlich. Im Sommer 1686 rückte der Herzog von Lothringen mit frischer Kraft vor den Platz; unter ihm dienten der Kurfürst Marmilian Emanuel von Baiern und Fürst Ludwig von Baden. Also drei der damals nahmhaftesten Feldherrn vereinigten sich zum Untergange Buda's. Die Arbeiten wurden mit unsäglichem Eifer betrieben, Stürme um Stürme gethan, alle aber durch des Apti Pascha kluge und muthige Vertheidigung fürchterlich zurückgeschlagen.

Inzwischen rückte man mit den Laufgräben und Stückschanzen immer näher gegen die starke Stadt. Der Herzog von Lothringen schickte den Grafen von Königsegg an den Pascha mit einem Brief sich zu ergeben. Der Pascha antwortete: „Leichnam und Schutt." Der Brief war in blutrothe Seide gewickelt, um den Inhalt ahnen zu lassen.

Diese spartanische Antwort erbitterte die Belagerer; sie verdoppelten ihre Arbeiten. Der Pascha mochte wahrscheinlich auf Hülfe vom Großwessir zählen, der mit einem Beobachtungsheer in der Nähe stand. Allein dieser ward von dem Herzog von Lothringen geschlagen, und unterdessen in die Mauer von Buda Bruch geschossen.

Als der Bruch offen genug war, beschloß man abermals Sturm. Allein die verzweiflungsvolle Tapferkeit des Pascha erregte doch manche kleine Bedenklichkeiten. Man hoffte, wenn man

ihn nochmals aufforderte, ihm glänzende und ehrenvolle Anträge machte, würde er vielleicht jetzt geneigter sein, sich in Uebergabe-Unterhandlungen einzulassen. Es kam darauf an, wen hinein senden? — Fürst Ludwig von Baden, in dessen Regiment Olivier als Major diente, schlug diesen vor, als den gewandtesten und zuverlässigsten seiner Officiere.

Olivier empfing also den Auftrag, sich nach Buda zu begeben und den Pascha zur Uebergabe zu bewegen, weil demselben keine Hoffnung mehr zur Rettung übrig sei; widrigenfalls dem Pascha zu erklären, daß beim nächsten glücklichen Sturm man ihn und die ganze Besatzung ohne Gnade über die Klinge springen lassen würde. Major Olivier gehorchte. Begleitet von einem Offizier, einem Dollmetsch und Trommeter, ritt er gegen die Festung. Er ward eingelassen und auf der Stelle in den Palast des Pascha geführt.

18.

Apti Pascha, ein starker, kräftiger, man kann sagen, schöner Mann von fünfzig bis sechszig Jahren, empfing den Abgeordneten des christlichen Heeres mit jenem angebornen, ruhigen Stolz, der den Türken so wohl ansteht. Es war etwas Riesenhaftes, Majestätisches in seinem Wesen, welches durch die weite und reiche Morgenlandstracht erhöht ward. Er gab mit der Hand einen Wink, und Olivier machte seinen Antrag mit der Würde, Festigkeit und schonenden Höflichkeit, wie die Feldherren ihm befohlen hatten. Der Pascha stand mit der kalten Ruhe des Siegers vor ihm, und wandte kein Auge von dem Redenden, bis der Dolmetsch den Vortrag Olivier's türkisch gab. Da stieg in den Mienen des Pascha ein wunderbares Lächeln auf.

Olivier bemerkte es, und erwartete die Erklärung des stolzen Muselmannes. — Dieser aber redete lange nicht, und schien zweifelhaft, welchen Entschluß er fassen sollte. — Endlich fragte er durch den Dollmetsch den Major, wie er heiße, woher er sei, wie lange im Dienst, von welchem Regiment. Olivier beantwortete die Fragen kurz, und bat den Pascha um gefällige Erklärung wegen der Uebergabe von Buda. — Der Pascha aber ging nachdenkend durch die Länge des prächtigen Saals, wendete sich dann im Hintergrund desselben plötzlich seitwärts, ging in ein Nebenzimmer, kehrte dann nach einer Weile in den Saal zurück, und trat wieder vor den Major hin.

„Fa reteri te geins, y fari reteri le min!" rief der Pascha ernst und hastig. Olivier sah den Dollmetsch an; dieser, welcher den Pascha nicht verstand, bald den Major, bald den Pascha. Der Türke, welcher vermuthete nicht verstanden worden zu sein, weil er zu geschwind gesprochen, wiederholte seine Worte zu Olivier sehr langsam und bestimmt: „Te dio, fa reteri te geins, y fari reteri le min!" (Ich sage dir, laß deine Leute sich zurückziehen, ich lasse die meinigen abtreten!)

Olivier war wie aus den Wolken gefallen, als er hier in Buda, von den Lippen des Pascha, die Sprache des Waatlandes, das Plattfranzösische von La Sarraz, vernahm; noch mehr, als Apti Pascha zwischen den Fingern das bekannte Messer mit dem Perlmutterhefte in die Höhe hielt. Olivier beobachtete bestürzt des Pascha Bewegung, Gestalt, Antlitz — wahrlich, es war Cugny, und kein Anderer. Olivier hieß den Dollmetsch u. den Trommeter zurücktreten. Apti Pascha befahl den türkischen Offizieren seines Gefolges, ihn allein zu lassen, und jenen Christen Erfrischungen zu geben. Kaum schloß sich hinter denselben die Thür des Saals, lagen Olivier und Cugny einander mit Freudenthränen an der Brust in einer langen, wehmüthigen Umarmung.

„Müssen wir denn noch als beginnende Grauköpfe einander feindselig gegenüber stehen, wie einst in den Kindertagen mit den Ziegenheerden?" rief Cugny. „Sage mir, wo ist unsere Zeltkämerin, meine Helena?"

Olivier war auf's Tiefste erschüttert, und schluchzte laut. Dann, wie er sich gefaßt hatte, erzählte er seinem Freunde Alles, was seit der Schlacht bei St. Gotthard vor ungefähr zwanzig Jahren, da man Cugny's Tod beklagte, geschehen sei, die endliche Vermählung mit Helena, und endlich, wie sie vor etlichen Jahren gestorben.

„Ihre Asche ruhe sanft!" sprach der Pascha mit gebrochener Stimme, indem er seine Augen trocknete: „Ihr unsterblicher, herrlicher Geist erwartet uns beide drüben. Wir wollen nicht

klagen. Sie gehört uns noch an. Im Palaste unsers Vaters, im Universum, ändern wir nur die Zimmer."

„Aber du lebst noch auf Erden?" rief der Major, und betrachtete seinen Cugny, indem er einige Schritte zurücktrat: „Du ein Muselmann? Du der furchtbare Apti Pascha? Wie ist das? Ich wollte schwören, meine Augen und Ohren wären Lügner."

„Frühstücken wir mit einander, Olivier!"— sagte Cugny, und führte den Major in ein prachtvolles Nebenzimmer. Auf seinen Wink ward ein auserlesenes Morgenessen aufgetragen.

19.

Sobald die Diener verschwunden, die Freunde allein waren, löste Cugny dem Major das Räthsel.

„Ich konnte mir's wohl denken," sagte Cugny, „daß man mich zu den Todten rechnen würde, weil bei St. Gotthard, Keiner, glaub' ich, von meinen Leuten lebendig zurückgeblieben ist. Ich aber stürzte einer der letzten, mit meinem erschossenen Pferde; ward von den Janitscharen entwaffnet, hervorgezogen und gefangen fortgeschleppt, ohne nur geplündert zu werden. Nachmals erfuhr ich, daß ich das letztere Glück dem Befehl des Großwessirs Achmet Kinperli zu danken gehabt, der in der Nähe mich und meine Leute, zum großen Verderben der Seinigen, hatte fechten gesehen. Auch hatte er mich als seinen Sklaven bezeichnet und behalten. — Ich ward nach Constantinopel geführt und unter Aufsicht eines provencalischen Renegaten, Namens Ali Muhamed, gegeben. Mit diesem Manne ward ich bald vertraut. Er war ein rechtschaffener Mensch, der mich besonders lieb gewann. Er aber war es auch, der den Großwessir, als derselbe nach Constantinopel zurückkam, auf meine Kenntnisse im Artillerie- und Kriegswesen aufmerksam machte. Ich mußte mehrere Plane aufnehmen. Der Großwessir ließ mich selbst zu sich kommen und unterhielt sich mehrmals mit mir über Kriegssachen und Befestigungskunst.

„Ich hoffe, man werde mich auswechseln und freilassen nach dem Kriege." „Daran denke nicht," sagte der Wessir, „du bist zu den Todten gezählt. Ich behalte dich. Es steht bei dir, in den Dienst der Pforte zu treten und frei zu werden. Nimm den Turban an: ich mache dich auf der Stelle zum Aga. Durch deine Talente schwingst du dich in der Türkei zu den höchsten Würden. Du dienst den Franken seit zwanzig Jahren, und hast es mit all' deinem Muthe, mit all' deinem Diensteifer, mit all' deinen Kenntnissen noch nicht höher, als zum Kapitän bringen können. Schwerlich treibst du es da weiter. Das liegt in der unverständigen Einrichtung und Ordnung der Christen, welche, um die Würdigkeit des Mannes zu prüfen, nicht den Mann, sondern seine Großältern und Vorfahren ansehen, und den Platz, der Muth und Einsicht erfordert, nicht mit dem Muthigsten und Einsichtsvollsten besetzen, sondern mit dem, der darauf, vermöge sonderbarer Titulaturen seiner Vorfahren, Anspruch macht. Nimm den Turban; du bist Aga."

„Ich fand den Antrag anfangs widerlich, ob ich dem Minister gleicht nicht in Allem Unrecht geben konnte. Ali Muhamed verschwendete jede Kunst der Ueberredung, mich nach dem Sinn des Wessirs zu stimmen, der damals das große Reich der Osmannen in allen drei Welttheilen beherrschte. Du glaubst nicht, welche Mittel angewandt wurden, mich zu bewegen.— Der Großwessir ließ mich mehrmals zu sich rufen, aber immer entließ er mich wieder mit Zorn. „Du Thor," rief er einst „wenn der französische König in einem Kriege Hilfstruppen an uns gäbe, würdest du Bedenken tragen, mit denselben an der Seite meiner Tapfern und unter meiner Leitung zu fechten?"—Als ich es verneinte, sagte er: „Du bist mein Sklave, und nicht mehr Eigenthum und Unterthan deines Königs. Nun fordere ich dich auf, an der Seite meiner Tapfern zu streiten,—ist dies entehrender? Ich belohne dich herrlicher, als dich je die Franken lohnen und ehren können. Wer hält dich? Du bist durch keinen Eid mehr an die Franken gebunden. Deinen Eid brach die Gefangenschaft. Durch das Kriegsrecht gehörst du mir. Was hält dich ab, wenn es nicht dein unverständiges Vorurtheil ist, einer der obersten Offiziere im Dienste der hohen Pforte zu werden?"

„Ich entgegnete: „Herr, wenn ich meinen Glauben und meinen Gott verließe, wer könnte mir Glauben und Vertrauen schenken?"—Der

Großwessir zuckte mitleidig die Achsel und sagte: „Thor, hast du denn einen andern Gott, als wir? Oder gibt es einen eigenen Türkengott und einen besondern Christengott? Dein Gott ist auch der meinige, und es ist kein anderer außer ihm. Wer verlangt, daß du deinen und meinen Gott verlassen sollst? — Aber deinen Glauben? — Wenn du einen bessern findest, wirst du nicht den schlechten verlassen, ohne Aufforderung? Und kennst du denn schon den Glauben Muhameds, des großen Propheten?"

„Als ich es verneinte, sagte er: „Geh', und lerne ihn erst kennen." Von dem Tage an empfing ich Besuche von mehreren muhamedanischen Gelehrten. Ich hatte mich während meines ersten Sklaverei-Jahres mit der türkischen Sprache ziemlich vertraut gemacht. Wir stritten viel über Religionssachen, wiewohl ich von Kindesbeinen an in der Theologie nichts Großes gethan hatte. Einer meiner Bekehrer war ein feiner Kopf, ich unterhielt mich mit ihm am liebsten. Da alle Mühe aber vergebens war, mir Geschmack an Beschneidung, Moscheen und Waschungen beizubringen, verließ auch er mich, wie schon die Andern früher gethan hatten, und sagte: „Höre, Freund, du streitest nicht mehr wegen Gott und Erwartungen von der Ewigkeit, sondern wegen Kalk und Stein der Kirchen, wegen Wein und Opium und dergleichen. Ich hielt dich für weiser, religiöser und verständiger, als du bist. Wisse denn, das höchste Wesen, der Schöpfer und Vater des Universums, sieht nicht an die Person, nicht den Halbmond, nicht das Kreuz. Er redet zum Herzen aller seiner Geschöpfe; und in welcher Sprache und Form, ob im Turban oder Hut, ob in der Moschee oder Kirche sich die Seinigen vor ihm demüthigen im Geiste und Herzen, sie finden alle Gnade vor seinen Augen."—

„Diese schönen Worte drangen wir in Gedächtniß und Gemüth. Wenn ich aber an Helena, wenn ich an dich, wenn ich an meinen alten Wohlthäter, den Marschall von Bellefonds, dachte, sträubte sich meine treue Freundschaft für euch gegen den Turban. So waren zwei Jahre vergangen. Ich konnte nun wohl glauben, daß ihr mich nicht zu den Lebendigen zähltet. Ja, mehr als einmal war's mir wie Ahnung, Helena könnte nun wohl deine Gemahlin geworden sein. Wie sehr sich mein Inneres zuerst gegen diese Möglichkeit empörte, wünschte ich sie zuletzt, weil ich euch beide liebte, und mich doch für euch auf immer verloren sah.

„Ali Muhamed kündigte mir eines Tages mit nassen Augen an, daß ich bestimmt sei, mit einem Haufen Sklaven des Großwessir's auf eine seiner Länderein in's Innere Asiens geführt zu werden. „Nie hat sich," sagte er, „ein Mensch, des besten Glückes würdig, durch unbegreiflichen Starrsinn ein traurigeres Loos erworben, als du!"

„Der Großwessir ließ mich denselben Tag vor sich rufen. „Es ist das letzte Mal," sprach er, „daß ich mit dir rede, und das letzte Mal, daß ich dir die Wahl gebe, zwischen Freiheit und Knechtschaft. Hast du dich eines Bessern besonnen? Hat dein gesunder Menschenverstand obgesiegt? — Wisse, noch steht es bei dir, entweder als freier Mann im rühmlichen Kriegsdienste des Großherrn eine deiner Gaben würdige Bahn zu treten, oder zeitlebens in Asien, als gemeiner Sklave, gemeine Arbeit unter dem Stocke meiner Sklavenwächter zu treiben, bis du dort in schimpflicher Dunkelheit endest."

„Als er so sprach, und ich meine Zukunft in Asien, und mich auf immer für Europa, für Helena, für dich, für Bellefonds verloren sah, kam ich mir vor wie ein Verstorbener für das bisherige Leben. Ich war Bürger einer zweiten Welt. Ich mußte eine neue Laufbahn betreten, die mit der ersten nichts gemein hatte. — Ich nahm den Turban. Ich hätte ihn früher genommen, wenn ich hätte wissen können, daß mein Weib das deinige sei. Ich empfing den Namen Apti. Es ward mir sofort eine schöne Wohnung auf dem Landgute des Großwessirs eingeräumt. Achmet Kinperli sandte mir einen Turban, ein reiches Gewand, einen Säbel, von Edelsteinen blitzend, und zwei reich gearbeitete Beutel; der eine derselben war mit Goldstücken gefüllt, der andere enthielt meine Ernennung zum Aga oder Kriegsobersten."

20.

„Von nun an ward mein Leben thatenreich!" fuhr Eugny fort. „Seit mehr denn zwanzig

Jahren schon belagerten die Türken die starke Stadt Candia, die Hauptstadt auf der großen Insel dieses Namens. Die Venezianer sogten Verzweifelten gleich hinter den Wällen und Mauern der Festung. Achmet Kinperli setzte seinen Stolz darin, daß er die unbezwingbar scheinende Stadt nehmen wollte. Er ging im Jahr 1666 mit furchtbarer Macht dahin. Auf meinen Rath und unter meiner Leitung ward eine zahlreiche Menge Belagerunggeschützes gegossen; ich leitete die verschiedenen Arbeiten und Angriffe. Es gelang. Candia fiel nach drei Jahren in unsere Gewalt. Schon während der Belagerung empfing ich die Seraskierwürde, die der eines Generals bei den Europäern gleich steht. Der Großwessir stellte mich selbst dem Sultan Muhamed IV. vor.

„Zwei Jahre später rückten unsere Truppen in Polen ein. Mir ward die Belagerung von Kominek übertragen. Ich eroberte die Festung im Jahr 1672. Zur Belohnung ernannte mich der Großherr zum Pascha von Bender. Erst nach dem Frieden begab ich mich in mein Gouvernement. Hier öffnete sich mir, neben dem Genusse alles orientalischen Luxus im Innern meines Palastes, ein großer Kreis wohlthätiger Wirksamkeit; ich versuchte es, Gerechtigkeit statt roher Willkür geltend zu machen, den Barbaren edlere Gesittung, tartarischen Halbwilden Menschlichkeit zu geben. Ich hatte keine Sklaven, sondern nur Diener; ich hatte keine Diener, sondern nur Freunde. So oft ich Europäer zum Geschenk bekam, oder kaufen konnte, ließ ich sie nach einiger Zeit frei, alle mit der Bedingung, sich nach Wien zu begeben und Erkundigungen von dir einzuziehen, ob du, ob Helena noch am Leben wären. Ich versprach dem, der mit bestimmten Nachrichten wieder zurückkommen würde, eine wahrhaft fürstliche Belohnung. Es kam keiner derselben wieder zurück. Unter allen Sklaven in Bender fand ich nur einen einzigen, der Französisch reden konnte. — Dies war einer von den dreihundert Edelleuten, welche Herr de la Feuillade zur Vertheidigung Candia's mit sich geführt hatte. Er hieß du Mont, und war zu Candia bei demselben Ausfall gefangen worden, bei welchem der Herzog von Beaufort getödtet ward. Auch diesem gab ich Aufträge für dich und den Marschall Bellefonds, ohne ihm mein Abstammen zu verrathen. Ich ließ ihn frei. Ich zählte auf sein Ehrenwort. Auch von ihm empfing ich kein Lebenszeichen wieder.

„So lebte ich in Bender, geehrt, geliebt, wohlthätig. Ich war mit meinem Loose zufrieden. Dich und Helena einst noch bei mir zu sehen, war zuweilen mein Traum der Sehnsucht. Er blieb Traum. Aber unter meinen köstlichen Juwelen hing dein Messer. Du siehst, ich habe es in goldene Kapsel, mit deinem Namen geziert, fassen lassen. Das war das Liebste und Letzte aus dem Paradiese der Kinderwelt, das so weit hinter mir lag.

„Der Ungarkrieg rief mich endlich wieder aus meiner langen Ruhe hervor. Ich empfing einen Oberbefehl unter dem Großwessir Kara Mustapha, und nach dem Unglück vor Wien ward mir die Vertheidigung von Buda gegeben. Ich habe sowohl vor Wien, als hier in Buda, manchen Kriegsgefangenen um dich befragen lassen. Seltsam, daß es eben Leute traf, die nichts von dir wußten. Ich hielt dich schon für todt. Wie danke ich dem Schicksal, das dich, mein Olivier, nun sonderbar genug und so unverhofft zu mir führt!"

Beide sanken sich einander wieder in die Arme, und vergaßen für den Augenblick, unter welchen widerwärtigen Verhältnissen sie zusammengeführt waren. Die Morgenstunden verflossen unter tausend Erinnerungen und Erzählungen aus der Vergangenheit, oder Unterhaltungen über den letzten Krieg, über die Feldherren, über die von denselben begangenen Fehler, über die Ursachen gegenseitiger Siege und Niederlagen. Olivier gab seinem Freude besonders bisher ihm unbekannt gewesene Aufschlüße über das letzte Treffen vom 14. August, in welchem der Großwessir, der nur dreißigtausend Mann bei sich hatte, dennoch aus den Verschanzungen hervorrückte, und durch die Uebermacht der Kaiserlichen gänzlich geschlagen worden war.— Der Pascha von Buda fluchte wild, und sagte: „Ich habe ihn vorher warnen lassen; es war der rechte Augenblick noch nicht gekommen."

21.

„Auf Ersatz hast du also nicht mehr zu hoffen!" versetzte der Major Olivier. „Du hast für deinen und den Ruhm der Pforte genug ge-

than. Was du mehr thun willst, kann nur dein und der Pforte Verderben werden. Buda kannst du unmöglich retten; aber du kannst eine tapfere Besatzung durch ehrenvollen Abzug retten und sie dem ohnehin geschwächten Heere des Großwessirs zuführen. Bruch ist geschossen. Wir stehen draußen vor den letzten Mauern. Alles ist auf morgen zum allgemeinen Sturm vorbereitet. Mit welchem Heldenmuth du dich immerhin noch vertheidigen, und welche Mittel du immerhin noch in deiner Gewalt haben magst; der Platz, ich sag' es dir, wird genommen und dann dem schauerlichen Schicksal preisgegeben werden. Warum dieser unzeitige und fruchtlose Stolz, der eine volkreiche Stadt und eine brave Besatzung zum Untergang bringt, und dem Vortheil des Sultans so offenbar widerstreitet? Biete mir die Hand! Sparen wir Menschenblut! Der Herzog von Lothringen ehrt dich. Er erklärte und befahl mir ausdrücklich, dir zu sagen: würdest du der Menschlichkeit Gehör geben, werde seine Dankbarkeit gegen dich keine Grenzen kennen, als die du dir selbst setzen möchtest. Biete mir die Hand. Schließen wir, um das Leben von Tausenden zu erhalten, die Bedingungen der ehrenvollsten Uebergabe ab. Kannst du wollen, daß wir beide morgen mit den Waffen gegen einander stehen? Siehst du, was gilt mir das Leben? Fall' ich—Freund, war's nicht an dir, mich zu retten?"

Der Pascha von Buda beobachtete während dieser Rede des Majors düsteres Schweigen.— Als Olivier geendet hatte und die Antwort erwartete, warf der Pascha einen ernsten Blick auf den Major, und erwiederte: „Major, du ließest da Worte von Erkenntlichkeit und Belohnung fallen, wenn ich die Festung übergeben würde. Ich hoffe, du hältst mich solcher Niederträchtigkeiten nicht fähig. — Wäre das? wahrlich, Olivier, unsere Freundschaft wäre gebrochen. Ich würde dir den Rücken zuwenden und deine Entartung beklagen. Aber nein, ich kenne dich. Du hattest die Aufträge für den Pascha von Buda. Du thust deine Pflicht;— ich werde die meinige thun. Dein Beispiel ist ein Beweggrund mehr für dich, zu leben und zu sterben, wie es der Ehrenmann soll. So höre denn, und sag' es deinen Generalen wieder:— „In diesem Augenblicke kenne ich kein anderes Interesse, als das, was Pflicht und Ehre mir geben. Buda ist nicht mein, sondern des Großherrn Eigenthum; es steht nicht bei mir, es seinen Feinden auszuliefern, man bringe mir denn einen Befehl dazu vom Großherrn. Aber daran ist jetzt nicht zu denken. So werde ich denn die Festung für ihn behaupten, oder umkommen unter ihrem Schutt. Das ist mein unwiderruflicher Entschluß."

Dies ungefähr war der Hauptinhalt der Antwort, wie redliche Treue und Ehrgefühl dem Pascha vorschrieben. Und darauf hatte die Freundschaft wieder ihre Rechte. Eugny umarmte Olivier mit Innigkeit und sagte: „Freund, nun will ich auch meinerseits dir einen Vorschag thun. Eile mit meiner Antwort in's Lager zurück, vollstrecke morgen deine Pflichten, aber schone deines Lebens. Dein Leben ist mir köstlicher, als mein eigenes. Und wenn, wie ich hoffe, ich mein Leben und die Festung glücklich davon bringe, Freund, dann komm' und verlebe deine alten Tage bei mir. Du sollst Ruhe, du sollst Ueberfluß haben. Wegen der Religion mache dir keinen Kummer. Wir haben beide einen Gott und einen Glauben. Was geht uns das Nebengeschwätz der Derwische, Mönche und Priester an?"

Olivier stand eine Weile sinnend; dann sprach er: „Der Himmel entscheidet morgen über uns. Aber je nachdem das Loos fällt, Eugny, ich danke dir. Ich nehme deinen Vorschlag an. Ich möchte noch einmal glücklich in dieser Welt werden. Ich kann es nur bei dir sein."

Eugny zwang seinen Freund, noch eine mit Goldstücken gefüllte Börse von ihm anzunehmen. Dann schieden sie.

22.

Olivier war von dieser unerwarteten Begebenheit, der außerordentlichsten seines Lebens, in ein Gewühl von lebhaften und einander widerstreitenden Empfindungen gestürzt, daß er, als er außer der Festung war, fast alle Haltung und Besonnenheit verlor. Er hörte den ihn begleitenden Offizier lange nicht, der ihn um den Ausgang der Unterhandlungen befragte.— Er lachte zuweilen laut auf über die Ungläubig-

keit und seltsame Wahrheit des Abenteurs, und konnte sich dann wieder der Thränen nicht erwehren. Seine Begleiter sprachen ihm vergebens zu. Sie fürchteten am Ende, der brave Major habe den Verstand verloren, oder Apti Pascha habe ihm ein gottloses Pulver eingegeben, wovon er verrückt worden sei.

Als sie zu den kaiserlichen Vorposten kamen, ermannte sich der Major, sah mit nassen Augen den ihn begleitenden Offizier an, drückte ihm die Hand und sagte: „Verzeihen Sie mir mein Betragen. Ich konnte aber nicht anders. Es hat sich das Außerordentlichste ereignet. Denken Sie nur, ich habe in dem Apti Pascha meinen ältesten und geliebtesten Jugenfreund wieder gefunden."

Er erzählte darauf flüchtig das Merkwürdigste von der langen Unterhaltung mit dem Pascha, und setzte hinzu: „Kommen Sie heut' Abend zu mir in mein Zelt. Bei einem Glase Weins erzähle ich Ihnen mehr, meine und des Pascha Freundschaft und Schicksale. Ich muß Jemanden mich mittheilen können, sonst springt mir das Herz vor Lust und Schmerz auseinander."*).

Der Major begab sich, sobald er im Lager angekommen war, in's große Hauptquartier und stattete dort den versammelten Fürsten und ihren Generalen den Bericht über den Erfolg seiner Sendung ab. Er verschwieg ihnen auch nicht, daß eben der Pascha, von welchem er eine so entscheidend verwerfende Antwort brachte, sein Landsmann, sein Jugendfreund wäre, den man seit der Schlacht bei St. Gotthardt für todt gehalten habe. Er sprach mit großer Bewegung von ihm, mit Rührung und Bewunderung.

Die Fürsten vernahmen die Erzählung des Majors mit dem Lächeln des Erstaunens, fanden die Geschichte sehr romanhaft, gaben einen witzigen Einfall dazu, und sahen mehr auf das, was ihnen selbst durch den Entschluß des unerschrockenen Pascha von Buda bevorstehen möchte. Einige anwesende Offiziere, die dem Major Olivier ohnehin nicht wohlwollten, gaben seinen Lobreden, die er dem Pascha gehalten, nachher nicht die freundschaftlichste Auslegung. Sie ließen sogar durchblicken, Olivier möchte bei seiner Sendung dem kaiserlichen Heere wohl üble Dienste geleistet haben. Olivier erfuhr es von demselben Hauptmann, der ihn nach Buda begleitet, und welchen er zum Abendwein eingeladen hatte. Er begab sich auf der Stelle zum Prinzen von Baden, und verlangte zu seiner Rechtfertigung, man solle ihm beim Sturm folgendes Tages auf den gefahrvollsten Posten befehligen.

Die Festung ward am andern Tage von allen Seiten bestürmt. Es war der zweite September im Jahr 1686. Selten ward in diesem Kriege mit so großer Ordnung, nach so wohlberechneten Entwürfen und mit so gewaltigem Ungestüm angegriffen; selten mit so unbeschreiblicher Todesverachtung und Wuth Angriff und Angriff von den tapfern Vertheidigern Buda's zurückgewiesen. Was Kriegskunst und große Talente leisten konnten, das ward von beiden Theilen an diesem denkwürdigen Tage geleistet.

Apti Pascha selbst befehligte da, wo der Kampf am wüthendsten war — auf dem Mauerbruch. Durch seine Dispositionen, durch seine und seiner Soldaten Tapferkeit, die er selbst disziplinirt hatte, wurden die Anfälle der Belagerer jedesmal standhaft und mit ungeheuerm Verluste derselben zurückgetrieben.

Darauf ließ man kaiserlicher Seits ein frisches Truppenkorps gegen den Mauerbruch vorrücken. Dabei befand sich auch das Regiment Prinz Ludwig von Baden, bei welchem der Major Olivier war. Dieser wackere Offizier, an der Spitze seiner Leute, näherte sich mitten durch das fürchterlichste Feuer des Platzes dem Hauptpunkte, um welchen das mörderische Gefecht galt. Jedermann erkannte im Hintergrunde bei den Türken den kommandirenden Pascha. Das Regiment Ludwig von Baden gab Feuer und schritt im Sturmschritt mit dem Bayonett gegen die Türken. Jedermann sah den kommandirenden Pascha durch einen Schuß gestürzt. Man sah den Major Olivier, den Degen in der Faust, nach der Gegend dringen, wo sein Freund gefallen war. Bald aber erblickten ihn die Seinigen selbst, von mehrern Schüssen getroffen, zu Boden stürzen, nicht weit vom

*) Eben diesem Offizier dankt man ohne Zweifel den nachmals gedruckten Bericht.

Pascha. Die Türken, rasend um den Tod ihres geliebten Anführers, verzehnfachten ihre mörderische Thätigkeit. Aber alle Anstrengungen zur Vertheidigung des Mauerbruchs waren vereitelt. Die Christen drangen ein. Die Stadt Buda ward mit Sturm erobert, nachdem sie dritthalb Monate lang alle Schrecken und Leiden der Belagerung ausgestanden hatte.

Der todte Gast.

Von Heinrich Zschokke.

Die Thusnelde.

Einer meiner Freunde, er hieß Waldrich, hatte die hohe Schule kaum seit zwei Jahren verlassen, und sich in einer Provinzial-Hauptstadt als überzähliger u. unbesoldeter Gerichts-Assessor oder dergleichen herumgetrieben, da eben in die Posaune des heiligen Krieges gestoßen ward. Es galt die Befreiung Deutschlands vom Joche des französischen Eroberers. Ein frommer Eifer bemächtigte sich alles Volks, wie man weiß. Freiheit und Vaterland war das Feldgeschrei in Städten und Dörfern. Tausend und tausend Jünglinge flogen freudig zu den Fahnen. Es galt Deutschlands Ehre und die Hoffnung, auch dann auf Hermanns Boden vielleicht ein edleres Leben zu finden, in gesetzlich geregelten, des gebildeten Zeitalters würdigen Verhältnissen. Mein lieber Waldrich hatte an dem frommen Eifer und der schönen Hoffnung seinen guten Theil. Kurz, er empfahl sich seinem Gerichtspräsidenten zu Gnaden, und wählte statt der Feder das Schwert.

Weil er noch nicht das volle Alter gesetzlicher Mündigkeit besaß, schrieb er, da er keine Aeltern mehr hatte, und Reisegeld doch in allen Fällen wohlthut, seinem Vormund um die Erlaubniß, den Zug für's Vaterland mitthun zu dürfen, und ersuchte um hundert Thaler Reisegeld. Sein Vormund, Herr Bantes, ein reicher Fabrikherr in der Stadt oder im Städtchen Herbesheim an der Aa, der ihn, wenn man so sagen will, erzogen hatte, [Waldrich hatte nur als Knabe, bis zur Hochschule, bei ihm im Hause gelebt] Herr Bantes war ein alter, wunderlicher Herr.

Dieser schickte ihm einen Brief mit fünfzehn Louisd'or in Gold, folgendes Inhalts: „Mein Freund, wenn Sie noch ein Jahr älter sind, können Sie über sich und den kleinen Rest Ihres Vermögens nach Belieben verfügen. Bis dahin bitte, Dero Zug für's Vaterland einzustellen und Ihren Geschäften obzuliegen, um einst Amt und Brod zu bekommen, denn das wird Ihnen sehr nöthig sein. Ich weiß, was ich meiner Pflicht und Dero Vater, meinem Freunde sel., schuldig bin. Lassen Sie endlich Ihre Schwindeleien alle einmal fahren, und werden Sie solid. Ich schicke daher keinen Kreuzer. Bleibe Dero u. s. w."

Die in ein Papier gewickelten fünfzehn Louisd'or standen mit diesem Briefe im seltsamen, doch gar nicht unangenehmen Widerspruch. — Waldrich hätte sich ihn noch lange nicht und vielleicht nie erklärt, wäre sein Blick nicht auf das zu Boden gefallene Papier gerathen, worin das Geld eingeschlagen gewesen. — Er nahm es. Es hieß: „Lassen Sie sich nicht abschrecken. Ziehen Sie hinaus für die heilige Sache des armen deutschen Landes. Gott schütze Sie! Dies wünscht Ihre ehemalige Gespielin. Friederike."

Diese Gespielin Friederike war nun keine Andere, als die junge Tochter des Herrn Bantes. Der Himmel weiß, wie sie zum Briefversiegeln ihres Vaters gekommen war. Waldrich stand ganz begeistert da, mehr über das Heldenherz des deutschen Mädchens, als über das Gold entzückt, welches Friederike vermuthlich aus ihrem eigenen Sparhafen dazu gelegt hatte. Er schrieb auf der Stelle nach Herbesheim an einen Freund, schloß ein paar dankbare Zeilen für das kleine Mädchen ein (er hatte aber vergessen, daß das kleine Mädchen wohl seit vier Jahren etwas gewachsen sein konnte,) nannte es sogar seine deutsche Thusnelde, und wanderte stolz, wie ein zweiter Hermann, dem Rheine und den Heeren zu.

Das Inkognito.

Ich möchte hier gar nicht umständlich Waldrichs Hermannsthaten erzählen. Genug er war dabei, wenn's galt. Napoleon ward glücklich entkaisert und nach Elba geschickt. Waldrich kehrte nicht zurück, wie die übrigen Freiwilligen, sondern ließ sich gefallen, als Oberlieutenant in ein Linien-Infanterieregiment zu treten. Das Leben gefiel ihm im Felde besser, als in den Aktenschanzen der staubigen Schreibstube. Sein Regiment machte auch den zweiten Zug gen Frankreich mit und kehrte endlich, nach vollbrachtem Werk, unter Paukenschlag und Sing und Sang, in die Heimath zurück.

Waldrich, der in zwei Schlachten und mehreren Gefechten gestritten hatte, war so glücklich gewesen, ohne alle Wunden davon zu kommen. Er schmeichelte sich, als einer der Vaterlandshelden zur Belohnung bald vorzugsweise eine bürgerliche Anstellung zu erhalten. Er war beim Regimente wegen seiner Liebenswürdigkeit und vielen Kenntnisse sehr geachtet.— Allein mit der Anstellung ging es nicht so schnell, als er hoffte. Es waren zu viele Söhne und Vettern von Geheimräthen, Präsidenten u. s. w. zu versorgen, welche so klug gewesen waren, Andere in den heiligen Krieg ziehen zu lassen, aber für ihre Person zu Hause zu bleiben; auch hatten sie wohl vor ihm das Ansehen der Geburt voraus. Denn Waldrich stammte nur von bürgerlichen Aeltern.

So ließ es sich nicht ändern. Er blieb Oberlieutenant, und um so lieber, weil ihm Herr Bantes, sein gewesener Vormund, längst den winzigen Rest seines väterlichen Erbtheils ausgehändigt hatte, und dieses längst schon zu allen Heiden ausgewandert war. Er trieb sich also in der Besatzung umher, machte in den Wachtstuben Gedichte, und auf Paraden philosophische Betrachtungen. Dies gab ihm bittere Langeweile, bis einmal die Truppen verlegt wurden. Da traf es sich ganz unerwartet, daß seine Kompagnie Befehl erhielt, nach Herbesheim in Besatzung zu gehen.

An der Spitze seiner Kompagnie — denn der Hauptmann, ein reicher Baron, war auf Urlaub — rückte er als Kommandirender in sein Vaterstädtchen ein. O, wie ward ihm beim Anblick der zwei schwarzen, hochgespitzten Thürme und des alten, wohlvertrauten, grauen Thorthums. Vor dem Rathhause schwieg die Trommel. Ein paar Rathsherrn brachten die Quartierbillets. Der Kommandirende, versteht sich, ward in's vornehmste, das ist, in's reichste Haus der Stadt einquartiert, also auch zu Herrn Bantes. Angenehmeres hätte ihm der gesammte löbliche Stadtrath nicht erweisen können.

Die Kompagnie schied gar vergnügt aus einander, denn es war um die beliebte Mittagsstunde, und die ehrsame Bürgerschaft, von der Einquartierung zeitig belehrt, hatte sich auf den Empfang der neuen Gäste vorbereitet. Waldrich, der die beiden Rathsherren noch von seiner Knabenzeit her wohl kannte, bemerkte, daß er ganz unkenntlich geworden sein müsse; denn sie behandelten ihn fremd und ehrerbietig, und führten ihn, obwohl er es ablehnte, selbst zum Hause des Fabrikherrn. Hier empfing ihn Hr. Bantes eben so fremd, und führte ihn gar höflich in ein sehr artiges Zimmer.

„Herr Kommandant," sagte Herr Bantes, „dieses und die anstoßenden Zimmer hatte auch Ihr Herr Vorfahr; nehmen Sie vorlieb. — Machen Sie sich's bequem, und dann erwarten wir Sie zum Essen und dergleichen. Thun Sie, als wären Sie zu Hause."

Unsern Waldrich belustigte sein unerwartetes Inkognito. Er nahm sich auch vor, es erst bei irgend einer passenden Gelegenheit aufzuheben, um dann die Ueberraschung zu vermehren. — Sobald er die Kleider geändert hatte, ward er zu Tische gerufen.

Er fand da, außer Herr Bantes und dessen Frau Gemahlin und einigen alten Schreibern und Fabrikaufsehern, die er noch alle recht gut kannte, auch ein junges Frauenzimmer, das er nicht kannte. — Man setzte sich zu Tische. — Man sprach vom Wetter; vom heutigen Tagmarsch der Kompagnie; von dem Bedauern der ganzen Bürgerschaft, daß die bisherige Garnison, mit der man ungemein zufrieden gewesen wäre, in eine andere Stadt verlegt worden sei.

„Ich hoffe indeß," sagte Waldrich. „Sie werden mit mir und meinen Leuten nicht unzu-

frieden sein. Lassen Sie uns nur heimisch werden bei Ihnen."

Um nun heimisch zu werden, war es natürlich, daß der Kommandant, der sich schon gewundert hatte, daß seine Jugendgespielin Friederike im Hause fehle, der er immer fünfzehn Louisd'or schuldig geblieben war — daß er, sag ich', seine Wirthe fragte, ob sie keine Kinder hatten. —

„Eine Tochter!" antwortete Frau Bantes, und zeigte auf das junge Frauenzimmer, welches bescheiden die Augen zum Teller niedersenkte.

Waldrichs Augen aber gingen voller Verwunderung über Gebühr weit auf. Hilf, heiliger Himmel! welch ein höheres Wesen ist das kleine Riekchen geworden! So rief Waldrich nun eben nicht, aber er dachte es doch bei sich, wie er jetzt die Bescheidene aufmerksam ansah. Er sagte den Eltern etwas Verbindliches, so gut er es in der ersten Bestürzung aufzubringen wußte, und war herzlich zufrieden, als der alte Papa rief: „Noch einen Löffel Sauce und dergleichen zu Ihrem trockenen Braten da, Herr Commandant!"

Frau Bantes sprach von einem Sohne, der ihr schon als Kind früh verstorben war, und noch immer sprach sie mit bewegtem Mutterherzen.

„Laß gut sein Mama!" rief der Papa: — „Wer weiß, er wäre am Ende vielleicht auch ein Windbeutel und dergleichen geworden, wie der Georg."

Jetzt war die Reihe an Waldrich, die Augen bescheiden auf den Teller niederzusenken; denn mit dem Windbeutel Georg meinte man keinen Andern, als seine eigene Wenigkeit.

„Aber wissen Sie denn, Papa, ob Georg wirklich solch ein Windbeutel geworden, wie Sie ihn sich vorstellen?" sagte Friederike. — Die Frage erwärmte den Commandanten durchdringender, als das Glas alten Burgunders, welches er eben angesetzt hatte, um seine Verlegenheit zu verbergen. In der Frage lag noch die Spur ehemaliger Jugendfreundschaft, die nicht ganz vergessen zu sein schien. Eine solche interessante Frage, die über so interessante Lippen floß, und zwar mit einer so weichen, herzrührenden Stimme gefragt, konnte billig als Honigseim gelten, dem armen Waldrich die bittern Pillen zu versüßen, welche Herr Bantes in vollem Maße spendete.

Denn dieser erzählte, um sein Urtheil zu rechtfertigen, dem Gaste, als wen der nun Schiedsrichter sein sollte, dessen eigene Lebensgeschichte von der Wiege an bis zum Zuge für das Vaterland. „Hätte der Bursch," so schloß die Historie nutzanwendend, „auf der Universität etwas rechtschaffenes gelernt, so wäre er nicht unter die Soldaten und dergleichen gegangen; wäre er nicht Soldat geworden, säße er jetzt irgendwo als Gerichtsrath, Kriegsrath, Kanzleirath, Hofrath und dergleichen; hätte sein gutes Brod u. Auskommen."

„Ich weiß nicht," entgegnete die Tochter, „ob er auf der Universität fleißig gewesen; aber ich weiß, daß er wenigstens mit gutem Herzen ging, sich für eine heilige Sache zu opfern."

„Komm mir doch nicht immer mit deiner heiligen Sache und dergleichen!" rief Herr Bantes. „Wo sitzt denn das heilige Zeug frage ich? Die Franzosen sind fortgejagt. Nun ja. Aber das heilige Reich ist dennoch zum Kukuck und zum Küster gegangen. Die alten Steuern sind provisorisch beibehalten, und neue sind provisorisch beigefügt. Die verdammten Engländer mit ihren Waaren läßt man wieder zu, wie vorher, und bekümmert sich nicht darum, wenn heilige Deutsche darüber zu heiligen Bettlern werden. Alles ging auf der letzten Messe wieder flau. Die Minister und dergleichen essen und trinken wieder; machen wie sie es wollen; verstehen den Handel nicht; lassen die Fabrikanten bankerott werden, und hilft kein A und kein O. Die Welt liegt wieder im Argen. Thut eine ehrliche Seele, die es vielleicht besser versteht, den Schnabel auf, will ein anderes Lied pfeifen, als die Exzellenzen da mit mit dem Kreuze überm Knopfloch und der Gleichzültigkeit unterm Knopfloch — hast du nicht gesehen, kurz angebunden! flugs mit der armen Seele in ein Loch hinein, abgesetzt, inquirirt und abgeschmiert, ist ein demagogischer Umtreiber und dergleichen. — Ich sage dir, schweig, Mädel, davon verstehst du nichts. — Du mußt nicht weiter über deine Theekanne sehen, als in die Tasse; dann schüttest du nicht nebenbei."

Waldrich merkte aus dieser Unterhaltung, daß der alte Bantes noch immer der ehemalige lebhafte, aufflammende, wunderliche Mann war, dem man doch bei allen seinen Eigenheiten nicht böse werden konnte. Da nun in diesem Streite zwischen Vater und Tochter ein schiedsrichterlicher Spruch gefällt werden mußte, war der Kommandant erst so klug und gefällig, erst dem Vater vollkommen Recht zu geben, im Punkte der heiligen Sache nämlich. Und das ward seinem Verstande allerdings zur Ehre angerechnet. Dann aber, weil er sich auch selbst nicht geradezu verdammen wollte, mußte er auch seiner Fürsprecherin Recht geben, nämlich im Punkte des guten Herzens, mit dem sich Georg für die vermeinte heilige Sache geopfert habe.

„Merke schon!" rief der Alte: „Der Herr Kommandant ist pfiffiger, als Hans Paris bei den drei thörichten Jungfrauen von Troja und dergleichen. Macht sich's bequem; schneidet den Apfel in zwei Hälften und gibt Jedem einen Bissen, sagt: wohl bekomm's!"

„Nein, Herr Bantes, ihr Georg irrte, wenn er irrte, wahrscheinlich wie mehrere Tausend anderer deutscher Männer, und wie zum Beispiel ich selbst. Auch ich machte den Kriegsgang für die Befreiung Deutschlands mit, und ließ Alles im Stich. Unsere Armeen, Sie wissen es, waren aufgerieben. Das Volk mußte aufstehen und sich selbst helfen, weil die Armeen nicht mehr helfen konnten. Da mußte man nicht rechnen und fragen, sondern zuschlagen, Gut und Blut daran setzen und die Ehre der Nation, den Thron unserer Monarchen retten. Das haben wir gethan. Jetzt wollen wir das Heil erwarten. Unsere besser gesinnten Staatsmänner können auch nicht zaubern und das verlorne Paradies, durch ein Taschenspielerstückchen, sogleich wieder verjüngen. Ich wenigstens bereue meinen Schritt noch nicht."

„Allen Respekt," sagte Herr Bantes mit tiefem Verbeugen: „allen Respekt, Herr Kommandant, für ihre Ausnahme von der Regel. Die Ausnahmen sind in dieser Welt immer das Beste von den Regeln. Dünkt mich übrigens spaßhaft oder ernsthaft, daß wir Bürger, Bauern, Kaufleute und Fabrikanten zwanzig Jahre lang unser Gold hergeben müssen, um im Frieden eine Armee von einigen Hunderttausend müßigen Beschirmern des Thrones zu ernähren, zu kleiden im Sammet, Seiden und Gold, und daß wir Andern dann im einundzwanzigsten Jahre, wenn die Beschirmer des Thrones zusammengehauen sind, selbst aufstehen und das Rad wieder ins Geleise bringen müssen und dergleichen."

In solchen Gesprächen ward man schon beim ersten Mittagsmahl vertraulicher unter einander. Herr Bantes selbst gab dazu den Ton; denn er war ein Mann, und setzte einen Werth darauf, es zu sein, der kein Blatt vor's Maul nahm, wie er sich gern auszudrücken pflegte.— Dem Kommandanten war sein Inkognito zuweilen gar behaglich dabei, doch wünschte er sehr, es zu enden.

Die Entdeckung.

Es war aber schon geendet, ehe er es wußte. Frau Bantes, eine stille, feinbeobachtende Frau, die wenig sprach, viel sann, hatte am Tische, sobald sie Waldrichs Stimme hörte, sich seiner Knabenzüge erinnert, sie mit diesen männlichen verglichen und ihn erkannt. Seine sichtbare Verlegenheit, als die Rede auf den Windbeutel Georg gekommen war, konnte, was sie vermuthete, nur bestätigen. Dennoch sagte sie weder den Andern, noch ihm, ein Wort von ihrer Entdeckung. So pflegte sie immer zu thun. Keine Frau hatte so wenig die frauenhafte Art, ihre Gedanken auf der Zunge zu tragen, als sie. Alles ließ sie gehen und reden, wie man gehen und reden wollte; sie hörte, verglich und zog daraus ihre Folgerungen. Daher wußte sie immer mehr, als die Uebrigen im Hause, und leitete unvermerkt alle Geschäfte und Unternehmungen, ohne viele Worte; selbst der lebhafte, feurige Greis, ihr Mann, der ihr am wenigsten gehorchen wollte, gehorchte ihr, ohne es zu ahnen, am meisten. — Daß sich Waldrich nicht entdeckte, war ihr etwas verdächtig. Sie wollte schweigend davon den Grund erforschen.

Waldrich hatte in der That keinen Grund, sondern suchte nur einen Anlaß, die Familie mit seinem Namen zu überraschen. Da er Abends zum Thee gerufen wurde, fand er im Zimmer Niemanden, als Frederiken. Sie kam

eben von einem Besuche heim, und warf ihren Shawl ab. Waldrich trat zu ihr.

„Fräulein," sagte er: „ich muß Ihnen noch Dank für den Schutz sagen, den Sie meinem Freunde Waldrich gewähren wollten."

Sie kennen ihn, Herr Kommandant?

„Er dachte Ihrer oft, aber gewiß nicht so oft, als Sie es verdienten."

Er ist in unserm Hause erzogen worden. Ein wenig undankbar ist es aber doch, daß er, einmal von uns weg, nie, auch nur zum Besuch, zu uns kam. Beträgt er sich gut, ist er geschätzt?

„Man hat nicht über ihn zu klagen! Keiner hat so sehr über ihn zu klagen, als Sie, mein Fräulein."

—Dann muß er ein guter Mensch sein, denn ich habe nichts gegen ihn.

„Aber er ist ja noch, ich weiß es, Ihr Schuldner."

—Er ist mir nichts schuldig.

„Aber er sprach von einem Reisegelde, das er damals zu seiner Einrichtung gebrauchte, als er zur Armee gehen wollte, und sein Vormund ihm es verweigert hatte."

—Ich habe es ihm ja gegeben, nicht geliehen.

„Ist er darum Ihnen weniger schuldig, Thusnelde?"

Friederike sah den Kommandanten bei diesem Namen starr an, und es ging ihr wie ein Licht auf, und sie erröthete, da sie ihn erkannte.

—Es ist nicht möglich! rief sie freudig überrascht.

„Wohl, liebe Friederike, wenn ich Sie noch so nennen darf—ach! das schöne Du darf ich nicht mehr sagen,—der Schuldner, der Sünder steht vor Ihnen—verzeihen Sie ihm. Ja, hätte er früher gewußt, was er nun weiß, er wäre schon tausendmal für einmal nach Herbesheim gekommen."—Er nahm ihre Hand und küßte dieselbe.

In dem Augenblicke trat Frau Bantes herein. — Friederike eilte ihr entgegen:—„Wissen Sie, Mamachen, wie der Herr Kommandant heißt?" (Schluß folgt.)

Die Sage vom Minneberg.

Sechs Romanzen von Friedrich Ernst.

I.

Vater und Tochter.

Einsam, in dem Frau'ngemache
Minna ihre Spindel dreht,
Und die Uhr im nahen Erker
Gleichen Schrittes weiter geht;

Aber jene Uhr des Lebens
Hält mit der nicht gleichen Gang,
Minna's Herz läuft in Minuten
Stunden, zitternd stundenlang.

Von einem Eidam sprach der Vater
Heute, den er sich erkohr,
Und des Kindes laute Klage
Wieder drang zu seinem Ohr.

„Denke nimmer jenes Jünglings
Ohne Namen, ohne Glück;
Willst du dir auf Trümmer betten?
Höher stellt dich dein Geschick.

„Schon in deiner Ahnen Hallen
Hängt der Schwarzenberge Schild,
Wirst du Herrin ihrer Gauen,
Ist mein letzter Wunsch erfüllt.

„Ueberragt Palastes Zinnen
Ein zerfallenes Ritterhaus?
Schleichet nicht aus seinen Rissen
Nur der Sorge Wurm heraus?

„Ehrt man nicht des Grafen Namen
Fern und nah im ganzen Land?

Bürgt dir für des Glückes Gaben
Nicht des Mächt'gen Wort und Hand?

„Breche nicht die schönste Blüthe
Von des Stammes altem Baum,
Wache auf aus deiner Kindheit
Allzulang genährtem Traum!

„Längst ist dieser Reif geschmiedet,
Von der Mutter starren Hand
Nahm ich ihn, daß er einst knüpfe
Ihres Kindes Eheband;

„Sorge Tochter, daß dies Ringlein,
Wie es deuten soll die Treu,
An der Kette, die uns bindet,
Auch der Glieder stärkstes sei!

„Morgen sollst du offenbaren,
Ob dein Herz dich noch betrügt,
Oder ob die scheue Taube
Nach dem rechten Neste fliegt."

„„Nicht aus Schollen keimt die Liebe,
Aus dem Herzen steigt sie auf,
Kannst du, Vater, willst du hemmen
Eines solchen Keimes Lauf?

„„Folgen kann ich keinem andern,
Kann nur lieben Edelruth,
Ihm, dem ich mein Herz verpfändet
Und was in dem Herzen ruht.

„„In die niederste der Hütten
Folg ich, reicht er seine Brust
Mir zum Kissen, nur sein Auge
Ist die Quelle meiner Lust.

„„Stolz werd' ich von jenen Trümmern—
Fröhlich blicken nach dem Thal,
Denn die Liebe steht am Heerde,
Und der Frieden theilt das Mahl.

„Klebt am Schilde seiner Ahnen
Schande? nein, das Schicksal nur
Hat darauf zurückgelassen
Seiner wilden Launen Spur.

„„Stehet des Geschlechtes Name
Nicht auf gleichem Pergament
Mit dem unsern? ein Jahrhundert
Ihn dem andern ehrend nennt.

„„Rufe nicht der Mutter Manen!
Frieden ist in ihrem Haus,
Nenne nicht der Mutter Namen,
Sprichst du einen Andern aus.

„„Geht das Beispiel deiner Liebe
Nicht der Meinen selbst voran?
War der Frühling deines Lebens—
War dein Schmerz am Sarge Wahn?

„„Wähnst du, daß das Band der Treue
Durch den Druck des Goldes bricht?
Schwer nur drückt das Wort des Vaters,
Schwer nur des Gehorsams Pflicht.

„„Ach, als mir der Freier gönnte
Einmal nur ein glattes Wort,
War vom Hauche seines Athems
Meines Busens Strauß verdorrt!

„„Ist des Kaisers Hof an Fesseln —
Und an Reizen schon zu arm?
Oder, steht es wo geschrieben,
Daß er meiner sich erbarm'?

„„Können seiner Hände Spenden—
All' das schimmernde Geschmeid
Ueberstrahlen meine Thränen,
Stillen meines Herzens Leid?

„„Vor dem Baume meines Lebens
Einem Blitz sein Auge gleicht,
Der versengend von der Krone
Bis zur tiefsten Wurzel schleicht.

„„Väter, Vater, wirst du fordern
Meines Lebens schönsten Schmuck,
Mag das Herz, das schwache, brechen,
Morsch von deiner Flüche Druck!""

Finster blickend stand der Vater,
Schon getroffen ist die Wahl!
Also klagend ging die Tochter
Aus der Ahnen stillem Saal.

Wieder sitzt sie in der Kammer,
Dreht am Faden rasch und fest,
Bis sie plötzlich wieder sinnend
Ihre Spindel sinken läßt.

Schwirren will nicht mehr die Spindel,
Wieder stockt des Lebens Uhr,

Eine Dogge zu den Füßen
Trauert mit der Herrin nur;

Als der Faden abgerissen,
Hat die Pfote sie gereckt,
Und die Spuren heißer Thränen
Leise von der Hand geleckt.

II.

Der Abschied.

Fest umschlang zum letztenmale
Edelruth die süße Braut,
Nach des Männerauges Blitzen
Feucht und trüb das Ihre schaut.

Brust an Brust und Wang' an Wange,
Arm in Arm und Herz an Herz
Zittert's von der Jungfrau Lippen:
„Endet je des Scheidens Schmerz?"

Hoffend der Geliebte tröstet:
„„Dieser Schmerzen Gluth verglüht,
Dort auch grünet deine Myrthe,
Minna, wo mein Lorbeer blüht.""

Und die Herrin ruft der Dogge:
„Folge du, getreues Thier,
Folge seines Fußes Fährte,
Zeig' den Pfad zurück mir!"

Eingegraben sind die Züge
In die Brust, noch einmal füllt—
Einmal noch der Jungfrau Auge
Sich mit des Geliebten Bild:

Doch es bricht der Arme Kette,
Kaum aus weiter Ferne schallt
Noch der Hufschlag eines Rosses,
Und der Dogge Laut verhallt.

III.

Die Einsiedlerin.

Die Wälder steh'n im Bunde
Mit der verlass'nen Braut,
Der Eichen stummer Runde
Hat sie ihr Leid vertraut,
Da reißt sich, ihr zum Hause,
Die Brust ein Felsen auf,
Und in der Felsenklause
Endet der Flücht'gen Lauf.

Es will die wilde Rose
Darüber zieh'n ein Dach,
Es schwellen auf die Moose,
Zu schmücken das Gemach.
Des Epheus Ranken schlingen
Sich schnelle zum Portal,
Kein Aug' kann sie durchdringen,
Kaum noch der Sonne Strahl.

Des Waldes Blumen heben
Zum Gruß ihr Haupt empor,
Der Bäume Sänger schweben
Vertraulich überm Thor,
Ein tröstend Lied zu singen,
Der Hoffnung ew'ges Lied,
Trost will ihr alles bringen,
Was ihre Thränen sieht.

Der Mensch allein will theilen
Nicht Trauer—nicht den Schmerz;
Wo mag der Eine weilen,
Dem schlägt das bange Herz?
Was drängt sich durch die Wälle
Des Strauchs? ein flüchtig Wild?
Gleich ist es ihm an Schnelle,
Doch ist's ein Menschenbild.

„Die Sonne sei gepriesen,
Du bist es, bist erreicht!"
Und von der Jungfrau Füßen
Die Jubelnde nicht weicht.
Sie küßt der Dornen Wunde:
„Erkenne deine Magd,
Die deiner Leiden Kunde
Nach deinem Pfad gejagt.

„Ich habe dich ereilet,
Nicht stoße mich zurück,
So, wie du einst getheilet,
So theile dein Geschick:
Ich will es mit dir tragen,
Will deine Sklavin sein,
Könnt' ich dein Glück erjagen;
Ich holt' es sterbend ein!"

Schnell ist der Bund geschlossen,
Getheilt des Leibes Noth,
Schon ist ein Jahr verflossen,
Seit Minna bricht das Brod
Der Wurzeln und der Hütten

Mit der Zigeunerin;
Wann höret Gott die Bitten
Der fommen Klausnerin?

IV.

Hornberg.

Vor dem Pokal, der golden blitzt,
Der Ritter von dem Hornberg sitzt,
Es will der Wein nicht munden,
O wär' das Kind gefunden!

Die Tage zieh'n, die Jahre flieh'n,
Die Ruhe ist—das Kind dahin!
Der Freier ist gegangen,
Hat weiter kein Verlangen.

Von jeder Hand—von jedem Heerd
Der Suchende sein Kind begehrt,
Er läßt das Land durchjagen,
Nach seinem Kind zu fragen.

Nit denkt er an der Felsen Dach
Und an der Schluchten Brautgemach,
Durchstreift sind alle Wege,
Die fernesten Gehege.

Die Rosse wiehern in dem Stall,
Verklungen ist der Hörner Schall,
Es rosten Speer und Sporen,
Seit er das Kind verloren.

Es blicket von des Saales Wand
Die Mutter trauernd, abgewandt,
Sonst lächelte sie milde;—
Er zittert vor dem Bilde.

V.

Das Wiedersehen.

Durch Büsche fort, durch Felder
Die Dänen-Dogge schleicht,
Sie hetzet durch die Wälder,
Sie hat den Hirsch erreicht,
Doch langsam folgt der Jäger,
Wie laut auch ruft der Rüd,
Er folget träg und träger
Er ist des Suchens müd.

Nicht setzt er ein die Sporen,
Kaum hebt das Roß den Huf,
Es ist die Braut verloren,
Umsonst des Hornes Ruf,
Nicht schauet sich nach Spuren
Des Ritters Falke um,
Es schweigen Berg und Fluren,
Die Wälder bleiben stumm.

Da wird zum Klaggeheule
Der Dogge muth'ger Laut,
Von einer Felsensäule,
Nach ihr der Ritter schaut,
Wühlt plötzlich ein die Sporen,
Jagt in die tiefe Schlucht,
Er hat, was er verloren,
Er fand, was er gesucht.

Wie mit dem letzten Strahle
Hinab die Sonne sinkt,
So dort zum letztenmale
Ein brechend' Auge blinkt,
Noch einmal bebt vor Wonne
Die Lippe und vor Schmerz,
Hinab ist seine Sonne,
Gebrochen Minnas Herz!

VI.

Der Minneberg.

Und über'm Felsengrabe
Stieg bald ein Schloß empor,
Darin ein Mohrenknabe
Bewachte Thür und Thor.
Hell schimmerten die Zinnen
Hernieder in das Thal,
Stumm schritt, in düstrem Sinnen
Der Ritter durch den Saal.

Vorüber Jahre schlichen
Trüb, wie der Scheidetag,
Nicht ist die Nacht gewichen,
Die auf der Stirne lag,
Das Schwert blieb in der Scheide
Und an der Wand der Schild
Das Herz bei seinem Leide,
Der Traum bei einem Bild.

Nur wenn er sah im Winde
Des Rosses Mähnen weh'n,
Riß er vom Aug die Binde,
Ließ er noch Blitze seh'n,

So stand er einst im Bügel
So finster und so stumm,
Und ließ dem Thier den Zügel,
Und kehrte nimmer um.

Buntes und Allerlei.

Ferdinand Freiligrath.

Unter den Gegensätzen, welche den deutschen Charakter ausmachen, treten besonders zwei stark hervor: das deutsche Heimweh und der deutsche Weltbürgersinn. Es ist ein altes, gar beliebtes Sprüchwort in Deutschland: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! aber ebenso alt ist der deutsche Hang und Drang nach der Fremde. Beide Gegensätze haben in der Gegenwart ihre poetische Anerkennung gefunden. Das deutsche Heimweh spricht sich in den Liedern der schwäbischen Dichter in seiner ganzen Innigkeit aus, während das weltweite deutsche Hinausgreifen in die Fremde in Ferdinand Freiligrath einen dichterischen Vertreter gefunden hat. Wir Deutsche bescheiden uns, wie ich an einem andern Orte ausführte, das zu phantasiren, was andere Nationen thun, von dem zu dichten, wonach sie trachten, wir leben im Geiste, sie in der Wahrheit. Als zu Anfang der 30er Jahre jene genialen Bücher: „der Legitime und der Republikaner," „der Virey," „Transatlantische Reiseskizzen" u. s. f., welche ein deutscher Autor nach den Reisetagbüchern eines geborenen Nordamerikaners verfaßt, im Publikum erschienen, griffen wir mit Begierde nach diesen, die Wunder der Fremde uns aufthuenden Schildereien, welche in die Wüste der Roman-Literatur der 20er Jahre hereinsprudelten wie ein mächtiger, frischer Quell. Schon früher hatte uns der edle Adelbert Chamisso auf den Wogen seiner herrlichen Terzinen weit hinausgetragen in fremde Lande, und so folgten wir nun auch Freiligrath gerne, wenn er, ein lyrischer Abenteurer, nach fernen Küsten schweifte, um das deutsche Liederbanner, daselbst aufzupflanzen, damit wenigstens unsere Phantasie eroberungslustig und mit klingendem Reimspiel von ihnen Besitz ergreife. Wir werden an diesem Dichter stets anerkennen müssen, daß er uns in den fremden Zonen, wohin er uns versetzt, wirklich heimisch zu machen weiß. Er kokettirt nicht nur mit den Schönheiten und Schrecken des Oceans und der Wildniß, er ist vertraut mit ihnen bis ins Spezielste hinein, wie ein Lyriker von vordem mit den Reizen seines Liebchens. Der Athem des Meeres athmet wirklich in seinen Gedichten und die exotische Tropenwelt blüht, blendet und schreckt wesenhaft in ihnen, wie in den Dichtungen: „An das Meer," „Schiffbruch," „Löwenritt," „Mirasta," „am Kongo," „die Todten im Meere," „Heinrich der Seefahrer," „Gesicht des Reisenden," „Meerfahrten," „Andubau" und „die Schiffe," während im „ausgewanderten Dichter" und im „Tod des Führers" das deutsche Herz mitten unter den Erscheinungen der Fremde pocht, blutet und bricht, in „anno Domini" und in „Fieber" die deutsche Phantasie im prächtigsten Geloder aufflammt und in den Balladen „Banditenbegräbniß," „der Wassergeuse," „Bivouak" und „der Blumen Rache" künstlerische Einfachheit, künstlerisches Maaßhalten sich ausspricht.

Dieß sind die bedeutendsten Erzeugnisse der ersten Periode von Freiligraths poetischer Thätigkeit. In der zweiten wollte man an ihm ein bedeutendes Nachlassen der dichterischen Kraft bemerken, wozu noch kam, daß er durch Annahme einer Pension von dem König von Preußen

sehr in der öffentlichen Meinung sank. Man hätte aber bei den Anfeindungen, die er damals erfuhr, wenigstens so billig sein sollen, zu bedenken, daß er, wie nicht leicht einer der dichtenden Stimmführer unserer Tage, der Tyrannei und Ungerechtigkeit unserer Zeit ein unverlöschliches Brandmal aufgedrückt hat in seiner „irischen Wittwe."

Neuestens ist Freiligrath durch die Herausgabe seiner Zeitgedichte: „Ein Glaubensbekenntniß," wieder mehr, als je, in Aller Mund gekommen. In der geharnischten Vorrede dieses Buches benachrichtigt der Dichter das Publikum, daß er die vielbesprochene Pension längst in die Hände des Gebers zurückgegeben und von nun an, nachdem er sich zur klaren Erkenntniß durchgerungen, entschieden auf der Seite derer stehen werde, welche den Kampf der Zeit kämpfen. Betreffs der Aufrichtigkeit dieses Versprechens giebt die zweite Hälfte des „Glaubensbekenntnisses" vollkommene Bürgschaft und früheren Beweis; ob aber auch von einem wirklich poetischen Fortschritt, das möchte eine andere Frage sein, wenn gleich einzelne Stücke dieser neuen Gedichtsammlung, wie „aus dem Harz," „Rübezahl" und „im Herrenhaus," den erfreulichsten Beweis liefern, wie echt dichterisch Freiligrath die Noth u. das Weh der Gegenwart zu erfassen vermag.

Freiligrath ist 1810 zu Detmold geboren und verfolgte früher die kaufmännische Laufbahn, die er dann mit einem freien Poetenleben am Rhein vertauschte. Die neuesten Vorgänge bewogen ihn, rheinüber zu gehen, und er lebt mit seiner Frau gegenwärtig in Brüssel. Der Nachricht, als beabsichtige er, nach Amerika auszuwandern, wird widersprochen.

Ludwig Uhland.

Es gibt derzeit wenige Namen, die einen so ganz makellosen, unbescholtenen Klang haben, wie der von Ludwig Uhland. Er dürfte leicht auch der volksthümlichste in Deutschland sein, denn in welchem frohen Kreise ertönt nicht sein Lied vom treuen Kameraden; welcher Jüngling, welches Mädchen weiß nicht seine Romanze von den drei Burschen oder von des Goldschmieds Töchterlein auswendig, und wann tritt, wo Männer über vaterländische Dinge reden, ihnen nicht die Erinnerung an Ludwig Uhland, als an einen der edelsten deutschen Patrioten, nahe?

Ludwig Uhland ist Bürger der alten Universitätsstadt Tübingen und daselbst am 26. April 1787 geboren. Er studirte Rechtswissenschaft, nahm 1810 den Doktorhut und widmete sich der Advokatur. Eine wissenschaftliche Reise führte ihn nach Paris, um auf der dortigen königlichen Bibliothek mittelalterliche Handschriften zu studiren. Zurückgekehrt und in Stuttgart niedergelassen, fühlte er sich, wie damals alle strebsamen Geister deutscher Jugend, mächtig von der Bewegung ergriffen, welche die nationale Schilderhebung gegen die Franzosen begleitete. Sein Dichterwort trat zuerst 1814 öffentlich in die Welt. Er wurde poetischer Stimmführer der Männer, welche in den württembergischen Verfassungskämpfen von 1815—19 den Fortschritt vertraten, und dichtete jene inhaltschweren Strophen, welche sich unter der Rubrik „Vaterländische Gedichte" in der Sammlung seiner lyrischen Dichtungen finden und aus welchen besonders das bekannte Lied: „Wenn heut ein Geist herniederstiege" — machtvoll hervorklingt. Das ist in Wahrheit ein Lied „scharf wie Schwertesstreich" und wohl das tüchtigste Erzeugniß unserer sogenannten politischen Poesie, die in letzter Zeit so viel von sich sprechen gemacht, so manches Goldkorn, aber auch so manche todte Schlacke zu Tage gefördert hat.

Im Jahre 1830 ward ihm der Lehrstuhl der Aesthetik zu Tübingen, von welchem er aber freiwillig abtrat, als ihn das Jahr 1833 an die Spitze der landständischen Opposition Würtembergs führte. Die Stadt Stuttgart hatte ihn zu ihrem Abgeordneten erwählt und der lebhafte Wahlkampf, welcher ihm über seinen Gegner den Sieg gab, ist noch immer in lebhaftem Andenken. Wie ehrenwerth er sein Mandat als Volksvertreter bis zum Jahre 1838 durchführte, ist allbekannt, und nachdem er sein „letztes Wort" gesprochen, trat er in das Volk zurück, eine fernere Erwählung in die Kammer ablehnend, wie alle seine Freunde. Glücklich verheirathet, lebt er seither als Privatmann in seiner Vaterstadt, nur selten in der Welt erschei-

nend, niemals die eiteln Triumphe suchend, nach denen das jüngere Dichtergeschlecht so heißhungrig strebt, desto mehr aber geachtet und geliebt. Eine tiefinnerliche Schwabennatur, ist er auch als Mensch der würdige Repräsentant seines Stammes, und eben dieß tiefinnerliche Schwäbische mag wohl der Hauptgrund sein, warum die dramatischen Arbeiten Uhlands, sein „Herzog Ernst" und „Ludwig der Baier" bei all ihrer keuschen und einfachen Schönheit zu wenig dramatische Beweglichkeit und handelndes Leben besitzen, um auf den Brettern von großer Wirkung zu sein.

Uhlands eigentliches dichterisches Bereich ist das Lied und die Ballade. Seine Liederharfe durchläuft von dem innigen Gebethauch in „Schäfers Sonntagslied" u. dem Aufschwung jungfräulicher Religiosität im „Gesang der Nonnen" an bis zu dem freien u. franken Alphornklang in „des Knaben Berglied" und zu dem tosenden Zecherjubel im „Trinklied" alle Tonarten, immer aus dem Herzen quellend und zu Herzen strömend. In den Balladen Uhlands, diesen Edelsteinen der Romantik, tritt uns das Mittelalter groß, farbenreich und duftig entgegen. Nicht mit jenem krankhaften, lichtscheuen Zurücksehnen so vieler romantischer Hackbrettschläger ist hier das Mittelalter aufgefaßt, sondern mit einer gesunden und frischen Reproduktion. Als eine Zeit, der historisch ihr Recht geworden, und die der Dichter darum wohl mit den Lichtern des Ideals verklären darf, geht es mit seinen verschiedenen Erscheinungen an uns vorüber. So führt uns Uhland in „Eberhard dem Rauschebart" mittelalterlichen Kampf und Schlachtlärm, im „Schäfer" mittelalterliche Minne, in „Bertrand de Born" mittelalterliche Geistesmacht, in der „Sängerliebe" mittelalterliche Abenteuerlichkeit, in der „verlornen Kirche" und im „Waller" mittelalterliche Glaubensinnigkeit vor, während in „Graf Eberstein" der mittelalterliche Humor, welcher von der Ziererei unserer Tage noch nichts wußte, schalkheit lächelt.

Der Diensteifer.

Auf ein Dorf im Gebirge war ein neuer Schulmeister gekommen, welcher sich's gar angelegen sein ließ, jeden vermeintlichen „Mißbrauch", der sich unter seinem alten Vorgänger eingeschlichen hatte, aufzuspüren und auszufegen. In jener Gegend hat der Schulmeister die Verpflichtung auf sich, ein genaues Verzeichniß über alle junge Burschen seines Orts zu führen, um sie, sobald sie im achtzehnten Jahre militairpflichtig werden, beim Landgerichte anzuzeigen, damit ihre Namen, mit denen der andern Landeskinder von gleichem Alter, im Monat Mai zur Ausloosung kommen können. Eines Tages kam der Schulmeister zu einer abgelegenen Hütte, welche zu seiner Dorfgemeinde gehörte. Er begehrte ein Glas Milch; ein altes Mütterchen brachte sie ihm. — „Ihr wohnt hier so ganz allein mit Eurem Manne?" fragte er. — „Nicht doch," erwiederte die Alte, „wir haben unsern Jack (Jakob) bei uns." — „Wie alt ist nun Jack?" — „Er ist wohl nahe an zwanzig Jahre."

Das ist sicherlich wieder einmal ein Mißbrauch, der sich unter meinem alten Vorgänger eingeschlichen hat, dachte der Schulmeister; er eilte nach Hause, schlug die Namens-Verzeichnisse der jungen Burschen nach, und richtig, es war so wie er vermuthet hatte: nirgends war des Jacob Braun, des Sohnes des Kohlenbrenners Niclas Braun gedacht. Schon am andern Tage ging er ins Landgericht. „Herr Landrichter," sagte er, „da können Sie abermals sehen, wie noth es that, daß an mein Amt ein thätiger Geschäftsmann kam; mein Vorgänger hat nicht einmal die Verzeichnisse der Conscriptionspflichtigen ordentlich geführt; wie es scheint, aus Partheilichkeit hat er manche junge Leute, die das rechte Alter hatten, gar nicht aufgeführt, noch weniger angezeigt. So unter andren einen gewissen Jacob Braun, der schon im zwanzigsten Lebensjahre steht und vollkommen gesund ist. Sie können den Namen gerade noch zu der Ausloosung brauchen."

Noch in derselben Woche kam ein Sergeant zum Schulmeister, welcher diesem anzeigte, daß den Jacob Braun das Loos getroffen habe; derselbe solle schon am andern Tage in der Stadt sich einfinden, um unter die Rekruten eingereiht und mit ihnen exercirt zu werden. „Da muß ich Sie," sagte der Schulmeister, „schon bitten, Herr Sergeant, daß Sie mit mir

gehen; dann können sie den Burschen gleich mit sich nehmen, die Leute sind mir hier etwas aufsäßig wegen meiner Geschäftsthätigkeit, und die Wohnung liegt weit ab vom Dorfe."

Die Beiden kamen zur Hütte. — „Ist Euer Jack zu Hause?" fragt der Schulmeister die alte Mutter. — „Ja wohl, Herr," antwortete diese. — „Diesmal," so fährt jener fort, „habe ich Euch gerade keine angenehme Nachricht zu bringen; Euren Jack hat das Loos getroffen, er muß Soldat werden und noch heute zur Stadt, um exerziren zu lernen."

„Jack Soldat werden und exerciren? das geht ja unmöglich an," sagte das Mütterchen. — „Macht nur nicht erst viele Umstände," ruft der Schulmeister ganz im Eifer, „laßt auf der Stelle den Jack herbeikommen." — Die Alte öffnet eine Thür: „heraus Jack," ruft der Schulmeister, „du mußt Soldat werden" und der Esel, welcher Jack hieß, als jetzt das helle Tageslicht durch die geöffnete Thüre in den Stall hineinfiel, antwortete laut J...a, J...a.

Wenn den Esel trifft die Reih',
Laß vom Amt ihn lieber frei.

Indische Gaukler.

L. v. Orlich erzählt in seinem jetzt veröffentlichen Reisewerke über Productionen der Eingebornen aus Bombay Folgendes:

Zuerst erschienen mehre Männer, Frauen und Kinder in unserm Garten, ihre quelibristischen Künste zu produciren. Von dieser Gewandtheit, Gliederverenkung und Biegsamkeit des Körpers kann man sich keine Vorstellung machen; unsere Seiltänzer würden beschämt davon gegangen sein, doch kann ich ihnen zum Troste sagen, daß sie mit mehr Grazie aufzutreten wüßten. Beinahe alle merkwürdigen Thiere wurden dargestellt, wobei oft mehre Körper sich so in einanderschlangen, daß man die Einzelnen kaum davon zu sondern wußte, und ein Mann trug sechs andere und zwei übereinander auf seinen Schultern.

Nach ihnen trat eine Bande Jongleurs auf, ein alter bärtiger Mann, begleitet von drei Burschen und einigen Frauen. Zuerst zeigten sie mit abgerichteten Schlangen, unter denen sich die giftige Brillenschlange befand, verschiedene Kunststücke, indem die Thiere nach dem Tone einer Pfeife bald tanzten, bald sich zusammenlegten, bald verkrochen. Dann wurden allerhand ins Unerklärliche gehende Verwandlungen vorgenommen; so verstand ein 15jähriger Bursche sich in einem runden und noch nicht zwei Fuß hohen und drei Fuß breiten Korbe so zu verkriechen, daß, als der Korb geöffnet wurde, nichts von ihm zu sehen war, so geschickt hatte er sich gegen die uns zugekehrte Seite zu decken gewußt. In die Kehle gesteckte Dolche und aus dem Munde sprühende Flammen beschlossen die Vorstellung.

Otaheiti.

Otaheiti nebst 14 Inseln liegt in der Südsee unterm 222. Grad der Länge und 17. Grad südlicher Breite. Es wurde von Capitain Wallis im J. 1767 entdeckt und in Besitz genommen. Der Capitain Cook landete daselbst in den Jahren 1759, 1773 und 1777. Nach vielen mislungenen Bekehrungsversuchen, die z. B. die Brüdergemeinde seit 1797 machte, ist es endlich den englischen Missionären gelungen, bei den Otaheitiern das Christenthum einzuführen. König Pomareh II. ging 1817 mit seinen 7000 Unterthanen zum Christenthum über. — Als er am 7. December 1821 starb, folgte ihm sein unmündiger Sohn Pomareh III., der unter Vormundschaft seiner Mutter stand. Seitdem sind Menschenopfer und die Kindermorde verschwunden, der Sonntag wird auf allen Inseln gefeiert und die englischen Missionäre haben es sogar so weit gebracht, daß die Einwohner lesen, viele sogar auch schreiben können.

Die Insel Otaheiti ist 20 Quadratmeilen groß und hat nur 7000 Einwohner. Im J. 1773, als Cook zum zweiten Male dort war, zählte es 20,000 Einwohner. Die hitzigen Getränke und Krankheiten, die die Europäer zu dem unschuldigen Volke brachten, sind Schuld, daß die Bevölkerung sich so vermindert hat. Die Insel ist gebirgig und hat eine Bergspitze, die 10,230 Fuß Höhe hat. Das Völkchen ist sonst gutmüthig und gastfrei, von weißer Farbe mit einem gelblichen Anstrich. Die Wohlhabenden zeichnen sich durch schöne Bil-

dung aus. — Die ärmen Einwohner treiben Feldbau, wobei sie sich aber nicht besonders anstrengen, denn drei Brotbäume können einen Menschen das ganze Jahr hindurch ernähren. Der Bau des Getraides und der europäischen Küchenkräuter macht ihnen zu viel Mühe. — Von den Europäern haben sie Hunde, Pferde, Ziegen, Schaafe, Pfauen, Truthühner u. Gänse erhalten, auch gedeihen Zuckerrohr und Kartoffeln. Ihr Handel ist nur Tauschhandel und sie sind im Allgemeinen sehr gelehrig. Von den Missionären haben sie viele Handwerke erlernt. Jetzt sind sie im Besitz eines Gesetzbuchs und gerichtlichen Verfahrens, und an Ordnung und Recht gewöhnt, achten sie das Eigenthum. — Das Christenthum begünstigt rechtmäßige Ehen, verschafft den Frauen Achtung und wehrt dem alten Hange zum Trunke. Die Missionäre regieren durch die einzelnen erblichen Häuptlinge und ihre Verfassung gleicht einer Theokratie. Gegenwärtig ist die Königin Pomarch Beherrscherin von Otaheiti.

Ueber den Umgang mit Menschen.

Mit einem bescheidenen Bewußtsein innerer Würde trete unter die Menschen, und lasse Wahrheit und Redlichkeit auf deiner Stirne glänzen! Nahe dich Allen, die ihres Rufes oder Standes wegen Ansprüche machen dürfen mit einer hochachtungsvollen Zuvorkommenheit! Zeige Vernunft und Kenntniß, wo du Veranlassung dazu hast, — nicht so viel, um Neid zu erregen und Foderungen anzukündigen, — nicht so wenig, um übersehen und überschrieen zu werden! Lasse dich aufsuchen, und sei nicht bereitwillig und entgegenkommend, ohne doch den Verdacht zu erregen, daß du ein Sonderling, menschenscheu oder hochmüthig seiest!

Strebe nach Vollkommenheit, aber nicht nach dem Scheine der Vollkommenheit, und Unfehlbarkeit! Die Menschen beurtheilen und richten dich nach dem Maßstabe deiner Foderungen, und sie sind noch billig, wenn sie nur das thun, — wenn sie dir nicht Foderungen aufbürden. Wenn du dich auch nur des kleinsten Fehlers schuldig machst, dann heißt es gleich: „Einem solchen Manne ist dieß gar nicht zu verzeih'n!" Die Schwachen machen sich ohnehin schon ein Fest daraus, an einem Menschen, der sie verdunkelt, Mängel zu entdecken, — und so wird dir ein einziger Fehltritt höher angerechnet, als Andern ein ganzes Register von Bosheiten und Fehlgriffen.

Sei nicht gar zu sehr ein Sklave der Meinungen Andrer von dir! Sei selbstständig! Was kümmert dich am Ende das Urtheil der ganzen Welt, wenn du thust, was du sollst? Und was ist dein ganzen Prunk von äußeren Tugenden werth, wenn du diesen Flitterputz nur über ein schwaches und niedriges Herz hängst, um in der Gesellschaft damit zu glänzen?

Schreibe niemals auf deine Rechnung das, wovon Andern das Verdienst gebührt! Wenn man dir aus Achtung gegen einen geschätzten Mann, dem du angehörst, Auszeichnung oder Höflichkeit erweist, — so brüste dich damit nicht, sondern sei bescheiden genug, zu fühlen, daß dieß Alles vielleicht wegfallen würde, wenn du einzeln aufträtest! Suche aber zu verdienen, daß man dich, um deiner selbst Willen, ehre! Sei lieber das kleinste Lämpchen, das einen dunklen Winkel mit eignem Lichte erleuchtet, als ein großer Mond einer fremden Sonne, oder gar Trabant eines Planeten!

Dreisylbige Charade.

Rosse stampfen, Kriegsdrommeten tönen,
Aengstlich harren reichgeschmückte Schönen,
Plötzlich stellt mein erstes Sylbenpaar
Sich des Volkes Blicken dar.

Seht, es öffnen sich geschlossne Schranken,
Schwerter blinken, Federbüsche schwanken,
Und es klirret bei des Kampfs Signal
Meiner letzten Sylbe Stahl.

Doch mein Ganzes, das Natur erschaffen,
Blühet fern vom blut'gen Spiel der Waffen,
Freundlich in dem stillen Schoos der Flur, —
Huldigend dem Frieden nur.

Auflösung der Doppelcharade im vierten Hefte: Vaterland — Mutterwitz.